

NEUERSCHEINUNG 1986



„Registrierlokal für ehemalige Nazis“ in Wien,
Ende Mai 1945

Dieser Sammelband mit Aufsätzen über Möglichkeiten, Formen, Zielsetzungen und Praxis der Entnazifizierung in Österreich ist das konkrete Ergebnis eines internationalen wissenschaftlichen Symposions, das als erste Veranstaltung des „Jahres der Zeitgeschichte 1985“ vom Institut für Wissenschaft und Kunst organisiert wurde.

Die erweiterten Referate sowie einzelne völlig neu konzipierte Beiträge sollen ebenso wie die strukturierte Zusammenfassung der Symposionsdiskussion nicht nur eine Bestandsaufnahme spezifischer Probleme der Entfaschisierung Österreichs darstellen, sondern vor allem auch innovativ für weitere Arbeiten wirken.

VERDRÄNGTE SCHULD – VERFEHLTE SÜHNE

Entnazifizierung in Österreich 1945–1955

Symposion des Instituts für
Wissenschaft und Kunst
März 1985

Hrsg.: Sebastian Meissl, Klaus-Dieter
Mulley, Oliver Rathkolb

368 Seiten

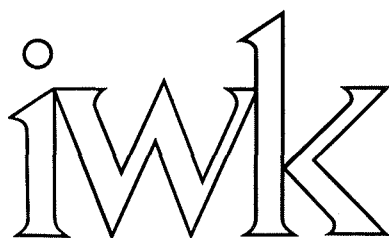
Ladenpreis: S 480,—

Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder:
S 336,—

Bestelladresse:
IWK, 1090 Wien, Berggasse 17/1

Aus dem Inhalt:

Heinz Fischer: Geleitwort
Lutz Niethammer: Problematik der Entnazifizierung
in der BRD
Dieter Stiefel: Nazifizierung plus Entnazifizierung = Null
Robert Knight: Kalter Krieg und Entnazifizierung
Oliver Rathkolb: Politische Parteien und VdU, 1949
Klaus-Dieter Mulley: Wirtschaft
Wolfgang Kos: Bürokratie
Fritz Hausjell: Presse
Gerhard Renner: Schriftstellerverbände
Murray G. Hall: Buchhandel, Verlage
Willi Weinert: Universitäten
Sebastian Meissl: „Der Fall Nadler“
Reinhard Knoll: Rechts- und Staatswissenschaften
Albert Massiczek: „Zweimal illegal“
Andreas Maislinger: Tirol
Ernst Hanisch: Salzburg
Stefan Karner: Steiermark (Leykam)
Josef Markus: Strafverfolgungen von NS-Verbrechen
Brigitte Galanda: Wiedergutmachung
Diskussion von Zeitzeugen (Karl Mark, Viktor Matejka u. a.)



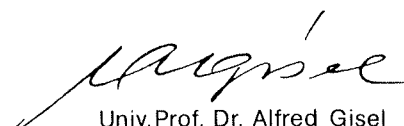
INHALT

Friedrich Stadler 40 Jahre Institut für Wissenschaft und Kunst 1946 – 1986 40 Jahre fortschrittliche Bildungsarbeit	66
Kurt Hirschfeld Probleme der Dramaturgie des modernen Theaters (28.4.1946)	79
Hans Thirring Der Friedensgedanke vom Standpunkt des Naturforschers (10.5.1946)	83
Bericht über die Tätigkeit der Arbeits- gemeinschaft „Ökologie der Gewässer Wiens“ im Arbeitsjahr 1956 (Faksimile)	86
Josef Strelka Franz Kafka (8.1.1957)	88
Josef Strelka Karl Kraus (14.5.1957)	89
Franz Sauberer Das Bioklima von Wien (3.3.1958)	90
Wolfgang Gröbner Der Beitrag der Mathematik zu einem modernen Weltbild (23.4.1958)	91
Engelbert Broda Neu Erkenntnisse über die Energetik der lebenden Zelle (13.1.1964)	93
Werner Leinfellner Wittgensteins frühe und späte Philosophie (2.2.1966)	95
Gerald Bisinger Zustände aktueller Lyrik (13.,15. und 18.12.1967)	99
Rudolph Franz Brauner Der Weg zur Zwölftonmusik (24.1.1974)	102
Hans Strotzka Die psychische Situation der werdenden Mutter (28.1.1974)	107
Jürgen Kocka Strukturgeschichte – Erfahrungsgeschichte – Sozialgeschichte (15.5.1986)	111
Die Autoren	119

EDITORIAL

„Der Reichtum einer Kultur liegt
in der Variation ihres Themas“.

Diese Erkenntnis des großen, aus Wien
stammenden Architekten R.M. Schindler
charakterisiert auch die Tätigkeit unseres
Instituts. Dies zu dokumentieren sind in
diesem Heft der Schöpfungs- und Tages-
geschichte des IWK gehaltvolle Aufsätze
angefügt, deren Thematik wertvoll war
und wohl auch noch ist.



Univ.Prof. Dr. Alfred Gisel
Präsident

**MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR
WISSENSCHAFT UND KUNST NR. 3**
41. JAHRGANG 1986

1090 Wien, Berggasse 17/1 Telefon 34 43 42
1070 Wien, Museumstraße 5 Telefon 93 13 82

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft
und Kunst. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Helga Kaschl. Alle
1090 Wien, Berggasse 17/1. Druck: J.H. Pospisil, 1170 Wien,
Taubergasse 15.

iwk

**WIEN
KULTUR**

Friedrich Stadler

40 JAHRE INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST 1946-1986. 40 JAHRE FORTSCHRITTLICHE BILDUNGSARBEIT

Ein halbes Jahr nach der Niederlage des Faschismus ging im Oktober 1945 von einem Kreis sozialistisch-liberaler Intellektueller in Wien die Anregung aus, „mit Rücksicht auf die bekannte weltanschauliche und politische Begrenztheit der Wiener Universität in ihrem gegenwärtigen Zustand (das gleiche gilt auch für die Akademie der Wissenschaften)“ die Gemeinde Wien und die österreichische Unterrichtsverwaltung für die Gründung eines „Wiener Instituts für freie wissenschaftliche Forschung und Kunst“ (im ersten Entwurf „Ludo Hartmann-Institut für freie Forschung“) zu gewinnen.¹ Als Zielsetzungen dieses neuen Instituts wurden die Unterstützung von Forschungs- und Kunstbestrebungen, die Förderung des Künstlernachwuchses, die Herausgabe von Schriftenreihen und einer Zeitschrift sowie entsprechende Vortragsreihen und Vorträge genannt. Diese von Dr. Hans Christian Broda und Dr. Leopold Zechner ausgehende und von Staatssekretär Dr. Ernst Fischer unterstützte kulturelle Initiative wurde von einem siebenköpfigen Proponentenkomitee (Sektionschef Dr. Heinrich Gassner, Doz. Dr. Friedrich König, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Marinelli, Dr. Fritz Nowotny, Univ.-Prof. Leo Stern, Sektionschef Dr. Edwin Zellwecker, Univ.-Prof. Dr. Adalbert

Duschek) weiter verfolgt und führte schließlich zur Gründungsversammlung des „Instituts für Wissenschaft und Kunst“ (IWK) am 12. Jänner 1946 im Festsaal des Neuen Rathauses in Wien. Bürgermeister Dr. Theodor Körner, der zusammen mit dem damaligen Kulturstadtrat Dr. Viktor Matejka die Gründung förderte, hielt in seiner Begrüßung ein Plädoyer für freie Forschung und Lehre. Der Eröffnungsvortrag wurde von Bundespräsident Dr. Karl Renner am 22. Februar 1946 über „Demokratie und Bürokratie“² gehalten und bildete den Ausgangspunkt für die schnell anlaufenden Aktivitäten. Damit war eine bis in die Gegenwart reichende internationale und interdisziplinäre Forschungs- und Vortragstätigkeit eingeleitet, die kaum berücksichtigte Bereiche von Wissenschaft und Kunst im gesellschaftlichen Zusammenhang behandeln sollte. Die in der Pressemitteilung zur Gründungsversammlung formulierten Zielsetzungen – Anknüpfung an die lange vor dem Anschluß verschütteten liberalen Traditionen sowie Herstellung des Kontaktes mit allen fortschrittlichen Kreisen des demokratischen Auslandes – blieben bis heute leitende Prinzipien der Institutsarbeit und wurden in die ersten Statuten des Vereins IWK aufgenommen.³ Im Oktober bezog das neugegründete IWK, das zu diesem Zeitpunkt 700 Mitglieder zählte, eigene Räumlichkeiten im 7. Wiener Gemeindebezirk in der Museumstraße 5, hinter dem Volkstheater. Im ersten Halbjahr 1946 wurden bereits 15 Vorträge mit ca. 3000 Besuchern sowie 5 Vortragsreihen, z. B. über „Probleme der Psychologie der Gegenwart“, und nicht zuletzt künstlerische Abende in Zusammenarbeit mit dem Burgtheater veranstaltet. Daneben konstituierten sich 19 kleinere Arbeitsgemeinschaften (eine davon zum Thema „Wissenschaft und Volksbildung“) im Rahmen von sechs wissenschaftlichen Abteilungen: Wissenschaftstheorie und Psychologie (Leitung: Dr. Walter Hollitscher), Naturwissenschaftliche Abteilung (Leitung: Univ.-Prof. Wilhelm Marinelli), Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Abteilung (Leitung: Univ.-Prof. Leo Stern), Kultur- und Geisteswissenschaftliche Abteilung (Leitung: Univ.-Prof. Eduard Winter), Rechts- und Staatswissenschaftliche Abteilung (Leitung: Univ.-Prof. Karl Wolff) und Kunstwissenschaftliche Abteilung (Leitung: Dr. Fritz Nowotny, Dr. Edwin Rollett). Diese bemerkenswerte Tätigkeit wurde schon im ersten Jahr durch zwei Publikationen des IWK dokumentiert.⁴ Die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift verzögerte sich aus finanziellen und inhaltlichen Gründen, bis ab 1947/48 die ersten monatlichen *Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst*, vorerst als Programmhefte, regelmäßig erscheinen konnten.

In dieser Phase konstituierten sich auch die ersten Forschungsgemeinschaften – zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte Rußlands, zur Philosophie Bernard Bolzanos und Franz Brentanos –, die Kunst war durch zwei Ausstellungen (über Oskar Gawell und Gerhart Frankl) vertreten. Im Jahre 1947 wurde der Kern des Instituts durch Kontaktaufnahme mit linksliberalen und katholischen Intellektuellen erweitert (unter ihnen Josef Dobretsberger, August Maria Knoll, Karl Lugmayer, Ernst Topitsch, Friedrich Heer, Fritz Molden), während der parteipoliti-

*Vorbereitendes Komitee des
„Institutes für Wissenschaft und Kunst“*

Sie werden hiermit zur Teilnahme an der

Gründungs - Versammlung

des Vereines „Institut für Wissenschaft und Kunst“, welche am Samstag, dem 12. Januar 1946 um 15 Uhr, im Kleinen Festsaal des Neuen Wiener Rathauses stattfindet, höfll. eingeladen

Dr. Leopold Zechner, m. p. Prof. Dr. Adalbert Duschek, m. p.

Tagesordnung

1. Die Ziele des Vereines
2. Die Statuten
3. Wahl des Kuratoriums und Präsidiums
4. Allfälliges

Diese Einladung gilt als Eintrittskarte

sche Einfluß der KP zurückgedrängt wird. Die Zusammenarbeit des IWK mit dem ÖGB zeigte sich auch in der Veröffentlichung des Vortrages „Staat und Gewerkschaft“ von Bundesminister Karl Maisel.⁵ Zum 70. Geburtstag Alfred Kubins veranstaltete das IWK eine Ausstellung in der Albertina, zu der auch eine Broschüre erschienen ist.⁶

Die verstärkte Aktivität spiegelt sich im Institutsjahr 1948. Es wurden Einführungsvorträge zu Premieren im Volkstheater und mehrere künstlerische Veranstaltungen, z. B. eine Alfons Petzold-Feier zum 25. Todestag des Arbeiterdichters sowie Lesungen über „Neue Arbeiterdichtung“, abgehalten. Im Bereich der Naturwissenschaften startete Konrad Lorenz seine Vorlesungen über „Vergleichende Verhaltensforschung“, und die zukunftsweisende Reihe „Probleme und Ergebnisse der Umweltforschung“ dokumentiert die Brisanz der damaligen Forschungsthemen. Eine gesellschaftspolitisch ähnlich bedeutsame Veranstaltung war die „Enquete über die Lage des wissenschaftlichen Lebens in Österreich“ im Festsaal des Rathauses am 14. 11. 1948 mit einer veröffentlichten Denkschrift.⁷ Ausgehend von der extrem schlechten Lage der österreichischen Wissenschaft und Forschung appellierten prominente Vertreter des wissenschaftlichen Lebens – unter Anwesenheit vieler Universitätsprofessoren, nach Vorarbeit des Arbeitsausschusses mit den Professoren Marinelli, Chwala, Thirring, Wolff, sowie mit den Doktoren Engelbert Broda, Ernst Glaser, Fritz Nowotny und Ing. Wührheim – an den Nationalrat, die Dotation der Hochschulen und anderer wissenschaftlicher Anstalten entsprechend den Vorschlägen der Rektorenkonferenz und das Wissenschaftsbudget zur Gründung eines österreichischen Forschungsrates auf den internationalen Standard anzuheben. Die diesbezüglichen Aktivitäten des IWK erstreckten sich bis 1949, speziell im Zusammenhang mit dem „Entwurf eines Bundesgesetzes über den Österreichischen Forschungsrat“. Ein kleiner indirekter Erfolg dieser Enquete war sicherlich der bis heute florierende, anlässlich des 80. Geburtstags von Bundespräsident Körner ins Leben gerufene „Theodor Körner-Stiftungsfonds zur Förderung von Wissenschaft und Kunst“ zur Unterstützung junger Forscher und Künstler.

Trotz allem erfolgten die ersten Angriffe der konservativ-bürgerlichen Presse (*Das Kleine Volksblatt*, 20. 6. 1948, 3) einerseits auf die „marxistische Linie“, andererseits auf die „deutschnational und faschistisch orientierte Forschung“ im IWK.

Ab 1949 entsandte das IWK über Aufforderung des Bundesministeriums für Unterricht einen Vertreter in die österreichische UNESCO-Kommission. Insgesamt verzeichnete man steigende Hörerzahlen, beispielsweise durch die Reihe „Eheprobleme und Eherecht nach dem 2. Weltkrieg“ oder durch Wochenendseminare in der Biologischen Station Wilhelminenberg unter Otto König. Daneben belebten neue Arbeitsgemeinschaften und Vortragsreihen wie z. B. das Diskussionsforum „Kulturtribüne“ das Programm. Eine folgenreiche Initiative war die Installierung der „Forschungsgemeinschaft für Großstadtprobleme“ unter der Leitung des Zoologen Univ.-Prof. Wilhelm Marinelli im Auftrag

des Kulturamtes der Stadt Wien im Jahre 1950. Ein konkretes Ergebnis dieser Gruppe ist der Arbeitsbericht *Die Großstadt Wien als Lebensstätte der Wiener*, nachdem bereits 1953 *Beiträge zur Limnologie der Wienerwaldbäche* erschienen waren.⁸ In der ersten Publikation werden vitale Grundprobleme der städtischen Gesellschaft wie die Ökologie der Gewässer, das Bioklima, die Sozialgeschichte der Arbeiterschaft, die Sozialmedizin sowie Sozialstatistik und Altersprobleme von Fachwissenschaftlern im Überblick thematisiert.

Im Jahr 1951 gab es gemeinsame Veranstaltungen mit der Kulturgemeinschaft „Der Kreis“. Auf geistesgeschichtlicher Ebene bildete ein gut besuchter Vortrag von Georg Lukács über „Hegels ‚Phänomenologie des Geistes‘“ und „Goethes ‚Faust‘“ einen Höhepunkt. Aber es treten erste finanzielle Schwierigkeiten auf: Die Subventionen stagnieren bei gleichzeitiger Kostensteigerung. Auch kommt es zu internen Differenzen über die Funktion von Kommunisten im IWK – der „Kalte Krieg“ zeigt auch hier seine Spätwirkungen. Man einigt sich darauf, eine Äquidistanz zur UdSSR und den USA zu halten. Im Vereinsjahr 1952 erscheinen die *Mitteilungen* mit dem Veranstaltungsprogramm aus Einsparungsgründen zweimonatlich. Die „Kulturtribüne“ diskutiert die Frage „Koedukation – ja oder nein?“ und die Forschungsgemeinschaft „Großstadtprobleme“ präsentiert ihre ersten Ergebnisse in einer eigenen Vortragsreihe. Bei einer Ausstellung der „Hundsgruppe“ (unter anderem mit Ernst Fuchs, Pepino Witernik, Arnulf Neuwirth) im IWK soll das erste „Happening“ (Rühm, Kölz) auf Wiener Boden stattgefunden haben.



A U S S T E L L U N G
ALFRED KUBIN
ZUM 70. GEBURTSTAG

1953 ist ein wirtschaftliches und institutionelles Krisenjahr. Es wird über Programmgestaltung und sogar über die Weiterführung des Instituts diskutiert, denn wiederum geht es um die Polarisierung zwischen „Ost“ und „West“ und ihre parteipolitischen Konsequenzen im besetzten Österreich. Daraufhin wurde eine Resolution von der Generalversammlung angenommen, „nur solche Veranstaltungen aufzunehmen, die sowohl in Hinsicht auf die Person des Vortragenden wie auf das zu behandelnde Thema die Gewähr bieten, daß sie wissenschaftlich einwandfrei sind und keinen einseitigen politischen und weltanschaulichen Charakter tragen.“ Immerhin konnten 87 Vorträge, 4 „Kulturtribünen“ und 10 Arbeitsgemeinschaften mit ca. 4350 Besuchern veranstaltet werden.

Im Jahre 1954 ist die interne Krisensituation überwunden. Bei steigender Besucherzahl werden gemeinsame Vorträge mit dem Verein „Arbeitermittelschule“ und der „Österreichischen Gesellschaft für Psychologie“ organisiert. Generalsekretär Dr. Ernst Glaser, der in dieser Funktion von 1946 bis 1954 tätig war, wurde von Prof. Herrmann C. Mühlberger bis 1964 abgelöst. 10 Jahre nach der Institutsgründung wird von der Generalversammlung eine Neufassung der Statuten beschlossen, und ab März 1956 enthalten die *Mitteilungen* neben dem Programm noch mehrseitige Vortragsauszüge. Die Vortragstätigkeit und die Besucherzahlen steigen, obwohl die Programmgestaltung wegen sinkender Initiative von seiten der Wissenschaftler und des Kuratoriums zunehmend schwieriger wird und auf den Generalsekretär übergeht.

Im Jahre 1957 publizierte die Arbeitsgruppe „Der jugendliche Arbeitnehmer“ (Emil Klaudinger, Dr. Ernst Glaser, Dr. Hertha Firnberg) einen umfangreichen Band über *Die Jugend in Österreich. Statistische Quellenmaterialien*⁹, ein Thema, das heute noch immer im Brennpunkt des öffentlichen Interesses steht. Im gleichen Jahr wurde die Kooperation mit der Biologischen Station am Wilhelminenberg aus finanziellen Gründen abgebrochen. Einen vorläufigen Höhepunkt mit 8400 Besuchern und 252 Vorträgen brachte das Vereinsjahr 1958. Im Rahmen der Forschungsgemeinschaft „Großstadtprobleme“ bildete sich Anfang 1959 eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Ferdinand Starmühlner, die sich mit einem Projekt „Naturgeschichte Wiens“ befaßte, das schließlich bis zum Jahre 1974 in vier umfangreichen Bänden veröffentlicht wurde.¹⁰

Zu einer weiteren Publikation des IWK führte die Vortragsreihe „Der Mensch – Sein Wesen und Wirken“ (1960), in der eine humanistische Anthropologie aus verschiedenen Perspektiven von Philosophen und Einzelwissenschaftlern vorgelegt wurde.¹¹ Die übrigen Vortragsreihen thematisierten die Kernenergie, das Weltproblem Afrika, rechtsphilosophische Probleme und flämische Gegenwartsdichtung.

In den 60er Jahren wurde die Arbeit der Forschungsgemeinschaft „Großstadtprobleme“ in verschiedenen Arbeitsgemeinschaften, teilweise mit Veröffentlichungen, fortgesetzt. Die Beilage der *Mitteilungen* wurde erweitert, z. B. über den Philosophen Karl Roretz von Dr. Franz Austeda. In diesem Zusammenhang sei angemerkt, daß im IWK die verschüttete und verdrängte Tradition des ehemals berühmten Wiener Kreises von Beginn an gepflegt wurde, was sich auch in der aktiven Teilnahme der Universitätsprofessoren Viktor Kraft und Bela Juhos manifestierte. In den 50er Jahren fand die zweite Generation des Logischen Empirismus, wie Werner Leinfellner, Paul Feyerabend, Rudolf Wohlgenannt und Arthur Pap, ein außeruniversitäres Forum im IWK.

1964 übernahm Hilde Staribacher die Agenden des Generalsekretärs von Prof. Herrmann Mühlberger, welche sie Jahre hindurch aufopfernd ausüben sollte. Auch der 18 Jahre lang unermüdlich wirkende erste Präsident und Mitbegründer des IWK, Stadtschulratspräsident Hofrat Dr. Leopold Zechner, vollendet sein 80. Lebensjahr und bat, von seiner Wiederwahl abzusehen. An seiner Stelle wurde Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Marinelli zum ersten, und der jetzige Präsident Univ.-Prof. Dr. Alfred Gisel zum zweiten gewählt. Marinelli präziserte seine Vorstellungen unter dem Titel „IWK auf neuen Wegen“ (*Mitteilungen* 4/64): 1. Die Vorträge sollen das durchschnittliche Niveau der Volkshochschulen übersteigen, 2. die wissenschaftlichen Forschungsgemeinschaften sollen stärker gegliedert werden, 3. ein Diskussionsforum für aktuelle Fragen soll errichtet werden, und 4. sollte ein Angebot von Veranstaltungen zur wissenschaftlichen Weiterbildung in Aussicht genommen werden. In diesem Sinne wurde bereits 1964 ein Arbeitskreis für höhere Selbstbildung eingerichtet, in dem eine Einführung in die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie (Dr. Werner Leinfellner) angeboten wurde. Gemeinsam mit der Arbeiterkammer, den Wie-

Forschungsgemeinschaft

für Großstadtprobleme

Oberleitung: Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Marinelli:

1. **Biologische Arbeitsgemeinschaft**, Univ.-Doz. Dr. Gertrude Pleskot:
Ökologie der Gewässer Wiens
Montag, 8. März, 18 Uhr
 2. **Bioklimatische Arbeitsgemeinschaft**, Dr. Franz Sauberer:
Probleme der Bioklimatik der Großstadt
Montag, 15. März; Montag, 26. April, 18 Uhr
 3. **Soziologische Arbeitsgemeinschaft**, Dr. Ernst Glaser:
Die Freizeitbeschäftigung des Großstädtlers
Mittwoch, 10. März, 16 Uhr, Redakteur Martin Meier:
Das Publikum der Sportplätze
Mittwoch, 24. März, 16 Uhr, Prof. Eduard Gaertner:
Die Besucher von Kunstaustellungen
Mittwoch, 7. April, 16 Uhr, Walter Figdor:
Reisepublikum und Reisebüro
 4. **Sozialmedizinischer Arbeitskreis**, Univ.-Doz. Dr. Alfred Gisel:
Das Verhältnis von Arzt – Patient – Sozialversicherungsanstalt
Donnerstag, 18. März, 18 Uhr, (3 wöchentlich)
- Bei den folgenden 3 Arbeitsgemeinschaften der Forschungsgemeinschaft für Großstadtprobleme werden Interessenten gebeten, sich im Sekretariat zu melden; sie werden dann zu den laufenden Arbeitssitzungen zugezogen werden:
5. **Sozialstatistische Arbeitsgemeinschaft**, Dr. Herta Firnberg:
Die soziale Struktur der Großstadt
 6. **Geographische Arbeitsgemeinschaft**, Univ.-Prof. Dr. Hans Bobek:
Arbeiten zur Stadtgeographie Wiens
 7. **Historische Arbeitsgemeinschaft**, Dr. Fritz Fellner:
Die Entwicklung der politischen Parteien in Wien

ner Volkshochschulen und der „Kleinen Galerie“ wurde im Saal der AK Wien die erfolgreiche Reihe „Wien um 1900“ zur gleichnamigen Ausstellung des Kulturamtes in der Secession geboten – rund 20 Jahre vor dem massiv einsetzenden Fin-de-siècle-Boom „Zwischen Traum und Wirklichkeit“. Auch die „Arbeitskreise für höhere Selbstbildung“ sind mit den Themen „Moderne Einführung in die Philosophie der Sprache“, „Politik als Wissenschaft“, „Psychologie und Psychiatrie auf neuen Wegen“ und ebenso das „12 Ton Spiel von Josef Matthias Hauer“ fortgesetzt worden.

Im Jubiläumsjahr 1966 konnte das IWK mehr oder weniger zufrieden auf beachtliche *20 Jahre Bildungsarbeit* zurückblicken, wie der Titel der Festschrift lautete.¹² Diese informiert über den Festakt mit der Ansprache von Bundespräsident Franz Jonas, den Rückblick von Leopold Zechner und Wilhelm Marinelli sowie über den Festvortrag von Univ.-Prof. Carlo Schmid (Vizepräsident des Bundestages der BRD) mit dem Titel „Die Idee der humanistischen Bildung“. Die vergangene und aktuelle Institutsarbeit wird weiters mit einzelnen Beiträgen und einem statistischen Anhang plastisch vermittelt. Noch im gleichen Jahr veranstaltete das IWK zur Toulouse-Lautrec-Ausstellung die im Eigenverlag veröffentlichte Vortragsreihe „Henri de Toulouse-Lautrec und seine Zeit“ im Österreichischen Museum für angewandte Kunst.¹³ Trotz allem mußte Präsident Marinelli einmal mehr die finanzielle Notlage des Instituts beklagen, obwohl das Kulturamt der Stadt Wien, das Bundesministerium für Unterricht, der ÖGB und die Wiener Arbeiterkammer den Institutsbetrieb regelmäßig unterstützten. Als zukunftsweisend unterstrich er die Kurstätigkeit für höhere Selbstbildung zwischen Universität und Volkshochschulen. Dazu sollte die breite Palette der IWK-Angebote als motivationaler Ausgangspunkt dienen. So enthält die Festschrift die Darstellung der Musiksektion (Dr. Rudolph F. Brauner), den Beitrag über „Gegenwartsprobleme der Geschichtswissenschaft“ von Univ.-Prof. Fritz Fellner, weiters von Dr. Hertha Firnberg und Ludwig S. Rutschka „Die Frau in der Wirtschaft von heute“, Univ.-Doz. Alfred Gisel „Vesalianische Spuren in Wien“, Dr. Ernst Glaser „Wissenschaft in Österreich – 1948“, Dr. Heribert Hutter „Die bildende Kunst im IWK“, Dr. Gerhardt Kapner „Probleme der Wissenschaftsförderung“, Univ.-Prof. Marinelli „Hochschulgedanke in der Erwachsenenbildung“, Dr. Albert Massiczek „Verschulte oder dynamische Gesellschaft?“, Dr. Maximilian Piperek „Das Naturerlebnis als Kontrapunkt der Zivilisation“, Dr. Gertrud Pleskot die „Stellung der Biologie in einer höheren Allgemeinbildung“ sowie Dr. Edwin Rollett „Die Grenzen der erzählenden Literatur“. Trotz des Jubiläums und der Umstrukturierung gab es in den späten 60er Jahren rückläufige Besucherzahlen, sieht man von den Arbeitskreisen für höhere Selbstbildung mit den Themen Marxismus, Kunsttheorie, moderne Logik, Neuropsychologie, Europa nach dem Zweiten Weltkrieg u. a. m. ab.

Ins Sekretariat tritt Johanna Böck 1967 als Nachfolgerin von Frau Kotlan-Werner ein, um bis 1986 für produktive Kontinuität zu sorgen. Im gleichen Jahr wird nochmals auf die IWK-Initiative aus dem Jahre 1948 zur

Schaffung eines österreichischen Forschungsrates erinnert (AZ, 29. 8. 1967), da sich die prekäre Situation der wissenschaftlichen Forschung in Österreich kaum wesentlich geändert hat.¹⁴ In diesem Kontext ist es kein Geheimnis, daß die langjährige IWK-Mitarbeiterin Dr. Hertha Firnberg in ihrer späteren Funktion als Bundesminister für Wissenschaft und Forschung mit der Gründung des „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ eine wirksame Institutionalisierung kontinuierlicher Forschungsförderung erreicht hat. Außerdem wurde die Hochschulgesetzgebung wesentlich vom Ergebnis der Enquete über Hochschulreform 1954 beeinflusst.

Im Dezember 1968 stirbt der Gründungs- und Ehrenpräsident Hofrat Dr. Leopold Zechner, der bis zuletzt regen Anteil am IWK-Betrieb genommen hatte.


Eine erwähnenswerte Veranstaltung war die Vortragsreihe „Picasso – Leben und Werk“ zur Ausstellung im Museum für angewandte Kunst u. a. mit Prof. Henry Kahnweiler aus Paris.

Nach Renovierung der Räume in der Museumstraße erweitert das IWK den Seminarbetrieb, der jedoch die finanzielle Lage belastet.

Ab Herbst beginnt die langfristig geplante Vortragsreihe zur „Orientierung des Menschen über sich selbst und seine Umwelt“. Im Beethoven-Jahr 1970 findet man die Reihe „Wege zu Beethoven“ im Programm des IWK, das auch die VIII. Internationale filmwissenschaftliche Woche mitveranstaltet.

Die Besucherzahlen stiegen wieder über 4000, wobei die Arbeitskreise am stärksten frequentiert wurden.

INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST



Pablo Picasso – Leben und Werk

Zur Picasso-Ausstellung im Museum für Angewandte Kunst, die das Kulturamt der Stadt Wien gemeinsam mit der Graphischen Sammlung Albertino vom 24. April bis 30. Juni 1968 veranstaltet.

**Vortragssaal des Museums für Angewandte Kunst,
Wien I, Weiskirchnerstraße 3, Beginn: 18.30 Uhr**

Dienstag, 23. April:	Prof. Daniel-Henry Kahnweiler (Paris) Ein Leben mit Picasso
Dienstag, 30. April:	Dir. Dr. Günter Busch (Kunsthalle Bremen) Pablo Picasso – ein künstlerisches Schaffen durch 60 Jahre
Dienstag, 7. Mai:	Doz. Heimo Kuchling (Akademie der bildenden Künste, Wien) Der frühe Picasso
Dienstag, 14. Mai:	Ob. Ass. Claus Pack (Akademie der bildenden Künste, Wien) Picasso und der Kubismus
Dienstag, 21. Mai:	Dr. Klaus Gallwitz (Kunsthalle Baden-Baden) Picassos Schaffen in den letzten 20 Jahren
Dienstag, 28. Mai:	Dr. Hans Bisanz (Historisches Museum der Stadt Wien) Engagierte Kunst im Werk von Picasso

Karten für die ganze Reihe S 69 – Einzelkarten S 8 – Vorverkauf im Sekretariat des Institutes, Wien VII, Museumstraße 5 und ab 24. April auch an der Ausstellungskasse, Wien I, Weiskirchnerstraße 3; Restkarten an der Abendkasse. Für Mitglieder 50% ermäßigte Karten nur im Vorverkauf im Sekretariat des Institutes.

Über das Jubiläumsjahr 1971, zum 25jährigen Bestehen des IWK, informiert die Festbroschüre mit Grußworten von Bundespräsident Franz Jonas, Bürgermeister Felix Slavik und Bundesminister Dr. Hertha Firnberg.¹⁵ Den Gastvortrag hielt Univ.-Prof. Olivier Reverdin aus Genf zum Thema „Klassischer Humanismus in der technologischen Welt“. Schließlich dankten die beiden Präsidenten Marinelli und Gisel den wesentlichen Subventionsträgern des IWK, nämlich dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, dem Bundesministerium für Unterricht und Kunst, dem Kulturamt der Stadt Wien, der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien und dem Österreichischen Gewerkschaftsbund. Marinelli würdigte das IWK als „Institution zur Pflege freier Geistigkeit, auf deren Boden alle zu Wort kommen konnten, die etwas Ernsthaftes zu sagen haben und die der Vermittlung eines geistigen Fortschrittes dienen wollen“ (*Mitteilungen* 1/1971).

Das Symposium „Entwicklungstendenzen der Kunst in Österreich ab 1900“ in der Literatur, Malerei, Plastik, Architektur und Musik sollte einmal mehr die Gleichwertigkeit von Wissenschaft und Kunst unterstreichen. Konstante Besucherzahlen konnten die schlechte finanzielle Lage des Instituts nicht mindern, sodaß sogar eine Zusammenlegung mit einer verwandten Institution (L. Boltzmann-Gesellschaft) in Erwägung gezogen wurde.

Im Frühherbst 1969 wurde auf Initiative von Abg. z. NR a. D. Univ.-Prof. Ernst Winkler der bis heute tätige „Gesellschaftspolitische Studienkreis“ ins Leben gerufen, in dem prominente, vorwiegend sozialistische

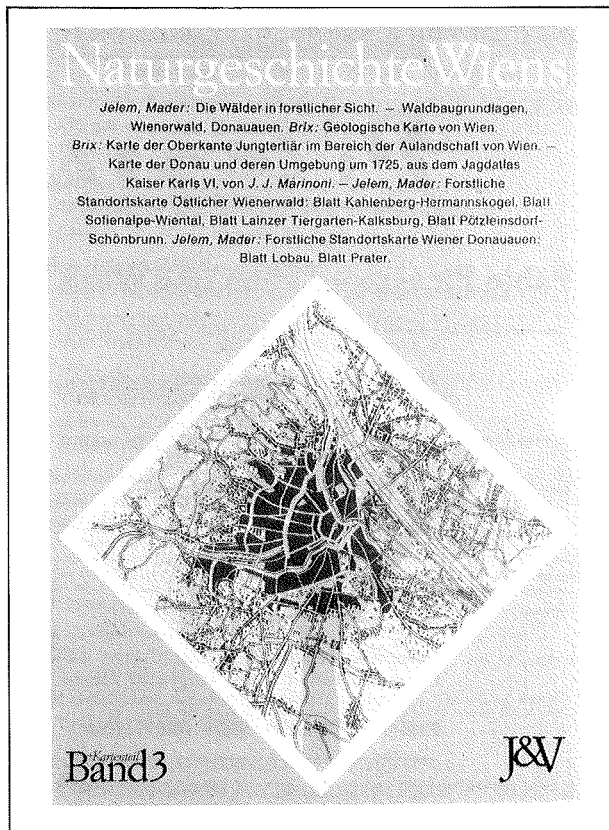
Referenten aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft die Diskussionsplattform für aktuelle gesellschaftspolitische Fragen fanden.¹⁶ Aus diesem ging der „Arbeitskreis Mitbestimmung“ hervor, der in Zusammenarbeit mit dem IWK das Periodikum *mitbestimmungsinformation* herausgab und Veranstaltungen zum einschlägigen Thema organisierte. Daneben konstituierte sich der gehaltvolle Arbeitskreis für Architektur mit renommierten in- und ausländischen Architekten, unter anderen Gustav Peichl, Ottokar Uhl, Johannes Spalt und Friedrich Kurrent, deren Vorträge auch in den Zeitschriften *Der Architekt* und *Der Aufbau* abgedruckt wurden.

Am 22. 5. 1973 verstarb der IWK-Mitbegründer und langjährige Präsident Univ.-Prof. Wilhelm Marinelli, ein schwerer Verlust für die gesamte Wissenschaft und Erwachsenenbildung in Österreich. Als sein Nachfolger wurde der Anatomieprofessor Alfred Gisel vom Kuratoriumsmitglied Karl Mark vorgeschlagen und daraufhin zum Präsidenten gewählt – eine Funktion, die er bis heute ausübt. Auch Nationalrat a. D. Karl Mark wirkt bis in die Gegenwart unermüdlich als Organisator und Präsidiumsmitglied des Instituts, ohne den der Aufschwung der 80er Jahre nicht möglich gewesen wäre.

Die Vortragsreihe „Orientierung des Menschen...“ wurde erfolgreich fortgesetzt, neue Veranstaltungen wie „Ehe und Familienrecht“ sowie „Bevölkerungswachstum und Regulation“ kamen hinzu. Ferner hat man die Literatur- und Kunstgeschichte forciert, z. B. durch einen Arbeitskreis für Kunsterzieher, nicht zuletzt durch einen eigenen Arbeitskreis für Musiktheorie.

Ab Jänner 1974 erschienen die *Mitteilungen des IWK* in neuer Form und mit mehr Inhalt viermal jährlich, vom langjährigen Mitarbeiter Dr. Karl Sablik bis 1984 betreut. Die Besucherzahl stieg bei einer Mitgliederzahl von 450 auf gegen 5000. Der Großteil der Veranstaltungen wurde in Form von Vortragsreihen abgehalten, z. B. über „Gesellschaft und Individuum“ oder über „Die Stellung des alternden Menschen“, die auch im Druck vorliegt.¹⁷ Weitere Serien handelten über „Grundprobleme der Philosophie“, „Kulturen im Umbruch“ oder „Entwicklung der osteuropäischen Kunst“. Der Arbeitskreis Kunstpädagogik veranstaltete ein fünftägiges Symposium „Kunst und Kunstpädagogik“. Im Frühsummer 1974 erschien der vierte und letzte Band der *Naturgeschichte Wiens* im Wiener Verlag Jugend und Volk, die derzeit vor einer überarbeiteten Neuauflage steht, was die Gegenwartsrelevanz dieses Werkes unterstreicht.

Die erfolgreiche Serie „Orientierung des Menschen“ wurde mit dem stark besuchten Symposium „Umwelt und Gesellschaft“ im März 1976 eindrucksvoll abgeschlossen. Die Ergebnisse dieses Symposions sind unter dem Ehrenschutz von Bundesminister Dr. Hertha Firnberg in einer umfangreichen Dokumentation 1977 der Öffentlichkeit vorgelegt worden.¹⁸ Darin werden in vier Themen Informationen über die Umweltbelastung, über technologische und polit-ökonomische Aspekte der Genese des Umweltproblems und über Möglichkeiten der Bewältigung durch verschiedene politische Systeme lange vor dem Aufkommen der grün-alternativen Bewegung in Österreich geliefert. In der Zusammenfassung fordern die Autoren ein schnelles pro-



blembewußtes Umdenken, wobei für die Praxis der Umweltpolitik realisiert wird, daß sie nicht isoliert als solche erfolgreich betrieben werden kann.

Das Jahr 1976 brachte für das IWK eine ausgedehnte Bildungsarbeit mit 13 Vortragsreihen (50 Einzelvorträgen), u. a. über „Wissenschaftliche Philosophie“, „Linguistische Semantik“, „Philosophen der Neuzeit“, über österreichische Geschichte 1945-1975 oder „Kunst in Österreich seit 1945“. Außerdem fanden 13 Einführungsvorträge zu Aufführungen im Volkstheater, wie sie seit 25 Jahren angeboten wurden, sowie 10 Einzelveranstaltungen über diverse Wissensgebiete statt. Die Festveranstaltung zum 30jährigen Bestehen des IWK fand wieder im Stadtsenatssitzungssaal des Wiener Rathauses statt. Nach einer Ansprache des amtsführenden Präsidenten des Wiener Stadtschulrates, Abg. z. NR Dr. Hermann Schnell, hielt Minister Dr. Hertha Firnberg den Festvortrag mit dem Thema „Der Bürger und die Wissenschaft“.¹⁹

Ganz im Geiste eigener Zielsetzungen nahm das IWK auch an der Enquete des Wissenschaftsministeriums über „Lage und Probleme der Forschungsorganisation in Österreich“ im Februar 1977 teil. Im gleichen Jahr gab es noch 13 Vortragsreihen mit 75 Einzelvorträgen – über Philosophie, Biologie, Psychotherapie, Kunstgeschichte –, außerdem sieben Referate über diverse Wissensgebiete.

Neben dem bereits erwähnten Symposium „Umwelt und Gesellschaft“ erschien 1977 noch *Der alternde Mensch. Altern und Alter im Sozialgefüge*, herausgegeben vom Österreichischen Bundesinstitut für Gesundheitswesen – als Resultat der IWK-Vortragsreihe „Die Stellung des alternden Menschen in Familie, Gesellschaft und Staat“ in den Jahren 1974/75. In dieser Veröffentlichung nahmen verschiedene Disziplinen zur Problematik des Alters und des Alterns Stellung: die humanbiologischen Grundlagen und ein historischer Überblick, ethnologische und ethnologische, volkswissenschaftliche und psychologisch-soziologische Aspekte werden behandelt.

Die Arbeitsgemeinschaft „Limnologie der Wienerwaldbäche“ unter der Leitung von Univ.-Prof. Gertrud Pleskot konnte ihre Untersuchungen über den Mauerbach und die Liesing abschließen.

Im Juni 1978 organisierte das IWK unter dem Ehrenschutz von Bundesminister Dr. Hertha Firnberg das Symposium „Leben in der Stadt. Probleme in Ballungszentren. Bestand, Möglichkeiten, Erwartungen“ mit den Themengruppen „Struktur“ und „Kultur“ (unter anderen mit den Universitätsprofessoren Hermann Knoflacher, Ralf Gölzer, Harald Ogris, sowie mit Dr. Rudolf Brauner, DDR. Werner Reiss, Georg Eisler und den Architekten Hugo Potyka und Josef Krawina). Im Veranstaltungsprogramm finden sich Vortragsreihen über „Alternative Gesellschaftsmodelle“, „Kulturge-schichte des Biedermeiers“, „Philosophie“, „Wissen und Gesellschaft“ sowie „Literarische Selbstdarstellungen“ (Jeanny Ebner, Hermann Schürer, Michael Scharang, Helmut Zenker, Gustav Ernst, Dorothea Zeemann, Wilhelm Pevny, Peter Turrini, Reinhard Prießnitz, Jutta Schutting). Hervorzuheben ist auch die Vortragsreihe „Musik Machen und Musik Hören in

Österreich. Zur Musikforschung und Kultursoziologie“ unter der Leitung von Prof. Kurt Blaukopf, der in den *Mitteilungen 3/78* eine instruktive Abhandlung „Musikland Österreich“ verfaßte.

Im Institut selbst kam es mit dem Ausscheiden von Hilde Staribacher, die seit 1946 im IWK und ab 1964 als Generalsekretärin tätig war, zu einer Zäsur. Ihre Nachfolgerin wurde Dr. Martha Sieder, die bis zum Jahre 1982 tätig sein sollte. Das IWK war laut Tätigkeitsbericht für 1979 ernstlich in seinem Bestand bedroht: einerseits durch den Verlust von Räumlichkeiten in der Museumstraße, andererseits durch die Einstellung von Subventionen von seiten der Geldgeber, die die Funktion und Effektivität des Instituts in Zweifel gezogen hatten. Somit mußte eine weitere Phase der Neuorientierung erfolgen. Nach intensiver Diskussion über Aufgabe, Zielsetzung und Funktion des IWK kam es zu einem neuen Konzept, das die Subventionsgeber (Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport, Stadt Wien) befriedigte. Erstens übersiedelte das Institut im September 1979 von der Museumstraße 5 in die Berggasse 17 im 9. Wiener Gemeindebezirk, wobei die Räumlichkeiten in der Museumstraße als Filiale beibehalten wurden. In der Berggasse konnte der gesamte Sekretariats- und Vortragsbetrieb abgewickelt werden. Zweitens wurde der Aufbau des IWK durch eine Statutenänderung dahingehend modifiziert, daß das Kuratorium zum beratenden und kontrollierenden Organ umfunktioniert wurde.²¹ Daneben existierte ein Vorstand von neun Personen als rasches Entscheidungsgremium. Schließlich erfolgte eine Schwerpunktverla-

Der alternde Mensch in Familie Gesellschaft und Staat

Humanbiologische Grundlagen

14. Oktober Univ.-Prof. Dr. Walter Krause
Altern als biologischer Vorgang
21. Oktober Univ.-Prof. Dr. Andreas Heft
Das Nervensystem – Aufstieg und Abstieg

Historischer Überblick

28. Oktober Univ.-Prof. Dr. Otto Gschwanter
**Die Stellung des alternden Menschen in der
altgermanischen Gesellschaft**
4. November Univ.-Prof. Dr. Albin Lesky
Der alte Mensch in der Antike
11. November Univ.-Prof. Dr. Gertrud Thausing
Die Stellung des Alten im alten Ägypten und im Orient
18. November Univ.-Prof. Dr. Hans L. Gottschalk
**Der Scheich in der muslimischen Gesellschaft des
Mittelalters**
9. Dezember Univ.-Prof. Dr. Michael Mitterauer
**Die Stellung des alten Menschen und Strukturwandel
der Familie seit dem Mittelalter**

Ethnologischer Aspekt

25. November Nobelpreisträger Univ.-Prof. Dr. Konrad Lorenz
Die Stellung des Alten bei sozialen Tieren
2. Dezember Univ.-Doz. Dir. Dr. Walter Fiedler
Die Rolle der Alten bei den Primaten

Ethnologischer Aspekt

16. D. Univ.-Prof. Dr. Walter Hirschberg
Zur Rolle der Alten in den frühen Kulturen
Die Vorträge werden im Januar 1975 fortgesetzt
Die Vorträge finden jeweils Montag um 18.00 Uhr c. t. statt
Platzanzahl beschränkt
Zählkarte rechtzeitig besorgen



Institut für Wissenschaft und Kunst

gerung von Vorträgen auf vorwiegend seminarische Tätigkeit, um sich so gegenüber Volkshochschulen abzugrenzen. In diesen kleineren Kreisen sollten Bereiche, die ansonsten im Wissenschafts- und Kulturbetrieb einseitig behandelt werden, aufgearbeitet und in ihrer gesellschaftspolitischen Relevanz dargestellt werden. Damit wird der Freiraum zwischen den Spezialforschungen der Hochschulen und den naturwissenschaftlich-medizinischen Untersuchungen der Boltzmann-Institute sowie der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten des „Instituts für Höhere Studien“ genützt. Weiters waren interdisziplinäre Arbeitsgemeinschaften über gesellschaftspolitisch aktuelle Probleme mit Publikationen über öffentliche Veranstaltungen vorgesehen.

Diesen Zielsetzungen entsprechend kam es ab Herbst 1979 zu fünf Seminaren: „Sprache und Herrschaft“ (Dr. Hans Haid), „Geschichte und Philosophie“ (Dr. Franz Austeda und Dr. Ernst Mayer), „Klischees der österreichischen Geschichtsschreibung in Lehrbüchern und Medien“ (Dr. Nana Hainlen), „Integration der bildenden Künste“ (Mag. Conny Nechansky), „Wissenschaft und Gesellschaft“ (Dr. Arthur Schneeberger), „Die optische Information in der akademischen Lehrveranstaltung“ (Dr. Roland Schmiedl, Dr. Georg Vogel). Neben den Seminaren wurden Vortragsreihen und Studienkreise fortgeführt, um die Besucherkrise aufzufangen: nämlich mit sechs Vortragsreihen (37 Einzelvorträgen) zur Geschichte der europäischen Malerei (Prof. Dr. Fini Nast), „Umweltschutz“ (Univ.-Doz. Walter Fiedler), „Zur sozioökonomischen Stellung der Frau“ (Dr. Rosemarie Dorrer, Dr. Elisabeth Hindler, Dr. Christine Leinfellner) und über „Erkenntnistheorie“

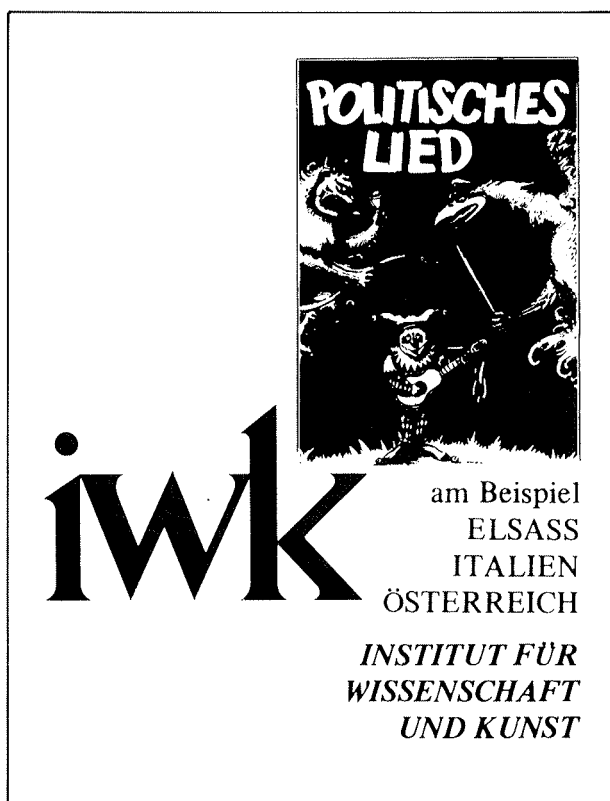
(Dr. Arthur Schneeberger). Zwei Arbeitskreise über „Transaktionsanalyse“ (Univ.-Prof. Kurt Rudolf Fischer) und „Frau und Mann in der Emanzipation“ (Roswitha Böhm und Dr. Albert Massiczek) sollten den neuen Start zusammen mit dem seit 10 Jahren bestehenden „Gesellschaftspolitischen Studienkreis“ ermöglichen.²² Durch Einbeziehung der Institutsarbeit in die *Mitteilungen* zielte man auf eine stärkere Repräsentation für die Mitglieder mit Rückwirkung auf den Seminarbetrieb. Diese Neuorganisation konnte im Tätigkeitsbericht für 1980 rückblickend beurteilt werden: In 111 Seminarabenden arbeiteten über 100 Personen kontinuierlich z. B. über Volkskultur, Sprache und Herrschaft, Museumspädagogik, Entwicklungsökonomie, Geschichte der Philosophie, Wissenschaftssoziologie und Rechtsgrundlagen der Erwachsenenbildung. In den Institutsräumlichkeiten wurden wieder fünf Ausstellungen gestaltet (u. a. über indische Felsbilder und Kinderzeichnungen) sowie Einzelvorträge zur Geschichte der europäischen Malerei abgehalten.

Die neu im Großformat erscheinenden *Mitteilungen* – weiter von Dr. Karl Sablik betreut – berichteten in einer Auflage von 3000 vorwiegend über die Institutsarbeit. Eine neu gestartete „Schriftenreihe des IWK“ veröffentlichte als erstes Seminarergebnis die Broschüre *Politisches Lied – am Beispiel Elsass, Italien, Österreich* (1980), hrsg. von Gerlinde und Hans Haid.²³ Als weitere IWK-Veröffentlichung sind die gedruckten Ergebnisse eines Seminars in den Jahren 1979/80 unter dem Titel *Auseinandersetzung zwischen Vereinsmeierei, Demokratisierung und Expertenherrschaft* vom Komitee für Alternativen zum Psychologengesetz als kontroversieller Beitrag zur damals laufenden Debatte um ein gesamtösterreichisches Psychologengesetz herausgegeben worden.²⁴ Der „Literatsalon“ zur Selbstdarstellung österreichischer Künstler/innen und Schriftsteller/innen ergänzte die wissenschaftspolitischen Ambitionen. In diesem Zusammenhang sei die Dokumentationsausstellung über den in Österreich vergessenen politischen Literaten und Theaterautor Jura Soyfer erwähnt, die unter der Gestaltung von Architekt Harry Glück und der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Helene Maimann zusammen mit der Österreichischen Gesellschaft für Kulturpolitik und dem Meidlinger Kulturkreis präsentiert wurde.

Ab 1981 konstituierten sich weitere Arbeitskreise: „Wirtschaftserziehung – Politische Bildung – Konsumentenerziehung“ (Dr. Ursula Knittler-Lux), „Museumspädagogik“ (Mag. Johannes Berger, Dr. Dieter Schrage) sowie Ausbildungsseminare zur Leitung von Frauenkursen.

Einen Schwerpunkt Anfang 1982 bildeten Probleme gegenwärtiger Sozialwissenschaften, die in den *IWK-Mitteilungen* in mehreren Beiträgen von Leonhard Bauer, Egon Matzner, Helga Nowotny, Manfred Schmutzer und Arthur Schneeberger behandelt wurden.

Gleichzeitig übernahm das IWK wieder wissenschaftliche Projekte, was bis heute beibehalten wurde: zusammen mit dem „Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes“ eine Oral History ehemaliger antifaschistischer Widerstandskämpfer mit zahlrei-



chen Interviews, die in dem gemeinsam von DÖW und IWK herausgegebenen Band *Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 1: Arbeiterbewegung*²⁵ abgedruckt wurden. In diesem 350 Seiten starken Band sind markante Stationen der österreichischen Zeitgeschichte ab 1918 in Form von Lebensberichten aus der persönlichen Sicht der Widerstandskämpfer bis zum Kriegsende und zur Befreiung von 1945 illustriert und bilden somit einen wichtigen Baustein qualitativer Sozialforschung, die im IWK mit einem Arbeitskreis „Oral History“ weiter betrieben wurde. Dieser veranstaltete Anfang 1984 eine internationale Arbeitstagung „Oral History Projekte“, welche in Form eines Tagungsberichtes festgehalten werden konnte.²⁶

In der zweiten Jahreshälfte kündigte sich das letzte Revirement im IWK an, welches in den folgenden Jahren zu einem erfreulichen Aufschwung auf mehreren Ebenen führen sollte. Die naturwissenschaftliche Tradition wurde durch die Errichtung der „Forschungsstelle Morphologie“ im Geiste von Julius Tandler und Wilhelm Marinelli unter Leitung von Univ.-Prof. Gisel mit einer Gruppe von Praktikern und Medizinerinnen fortgesetzt. Diese Forschungsstelle dient bis heute als Servicestelle für diagnostische und therapeutische Anfragen und Projekte, als Plattform für entsprechende Vorträge, Arbeitskreise und Publikationen (wie z. B. für ein Buch über *Röntgendiagnostik der Wirbelsäule*) sowie für einen interdisziplinären Arbeitskreis zur Morphologie des Fußes.

Als konkreter Beitrag zur oft geforderten „Vergangenheitsbewältigung“ war die Wanderausstellung „Rassenbiologie im Nationalsozialismus“ gedacht, die von den Universitätsprofessoren Horst Seidler und Andreas Rett in den Räumen des IWK Ende 1982 präsentiert und durch ein gemeinsam mit der „Österreichischen Gesellschaft für Sozialanthropologie“ veranstaltetes Symposium ergänzt wurde.

Im Generalsekretariat kam nach dem Weggang von Dr. Martha Sieder als Nachfolgerin die jetzige Generalsekretärin Dr. Helga Kaschl ins Institut, mit der die jüngste Aufstiegsphase des IWK stark verbunden ist. Gleichzeitig bildete sich ein jüngerer Mitarbeiterkreis im Sekretariat und im Vorstand, der zusammen mit den bewährten älteren Kräften und vor allem durch erfreuliche Erhöhungen der Subventionen von seiten des Wissenschaftsministeriums und des Unterrichtsministeriums eine allgemein begrüßte Ausweitung der Veranstaltungen, Publikationen und wissenschaftlichen Projekte ermöglichte. In der Folge konnten zwei weitere Forschungsstellen als Abteilungen des IWK – vor allem auf Betreiben von Vizepräsident Karl Mark – eingerichtet werden. Die „Dokumentation Frauenforschung“ unter Leitung von Dr. Edith Prost entwickelte sich aus einem Projekt des Wissenschaftsministeriums mit einer Datenbank über wissenschaftliche Arbeiten zum Thema „Frau in Österreich“ von 1875-1985 auf EDV-Basis. Ein Thesaurus von 320 Schlagworten ermöglicht den Zugriff auf ca. 3000 Datensätze am Personal Computer des IWK. Zusätzlich veranstaltet die Dokumentation im Rahmen des IWK-Programms Seminare über frauenspezifische Themen, z. B. ein dreitägiges Sym-

posion „Frauen in Wissenschaft, Kunst und Kultur von 1870-1930“ im November 1985 (Organisation: Mag. Inge Strasser). Auch war eines der letzten Schwerpunktheft der *Mitteilungen des IWK* (1/1986) das gedruckte Ergebnis einer Seminarreihe zum Thema „Lebens- und Organisationsformen von Frauen zwischen 1918-1945“.

Im Herbst 1984 wurde die jetzige „Forschungsstelle Bildungsarbeit“ unter der Leitung von Mag. Dr. Friedrich Stadler eingerichtet, die sich allgemein einer wissenschaftlich orientierten Erwachsenenbildung in Form von Projekten, Ausstellungen, Veröffentlichungen und Seminaren in Zusammenarbeit mit verwandten Institutionen widmet. Im speziellen betreut die Forschungsstelle ein zukunftsträchtiges Projekt „Computervisualisierung von Sozialstatistiken“ in Kooperation mit dem „Institut für Höhere Studien“ (Karl Müller, M. A.), in dem die bildhafte Umsetzung abstrakter Zahlenstatistiken mit Hilfe eines benutzerfreundlichen Computer-Programms im Anschluß an die „Wiener Methode der Bildstatistik“ von Otto Neurath angestrebt wird. Nach einer ersten erfolgreichen Anlaufphase, die vom Kulturamt der Stadt Wien finanziert wird, soll das Software-Paket in weiteren zwei Jahren im Bereich der Hochschulen, Erwachsenenbildung (zweiter Bildungsweg) und Schulen angewandt werden können. Als zweites Projekt läuft parallel zu einer Vortragsreihe im IWK die Dokumentation „Österreichische wissenschaftliche Emigration 1918-1938“. In diesem interdisziplinären, vom Wissenschaftsministerium finanzierten Projekt wird ebenfalls auf EDV-Basis – unter Mitarbeit von



Dr. Reinhard Kager – bis 1987 eine erste maschinelle Dokumentation von ca. 1500 Kurzbiographien der verlust- und folgenreichen politisch, rassistisch und religiös bedingten Auswanderung (mit Exil und Remigration) als Grundlage für die weitere Forschung im Bereich österreichischer Wissenschaftsgeschichte erstellt. Eine abschließende Tagung mit einer Publikation der Vortragsreihe zusammen mit dem „Ludwig Boltzmann Institut für die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften“ (Univ.-Prof. Erika Weinzierl) ist genauso geplant wie die Errichtung einer Dokumentationsstelle für österreichische wissenschaftliche Emigration.

Ab 1983 widmete sich das neu formierte Team des IWK aus aktuellen Anlässen verstärkt zeitgeschichtlichen Themen. Anlässlich des 50. Jahrestages der nationalsozialistischen Bücherverbrennungen produzierte das IWK zusammen mit den „Wiener Städtischen Büchereien“ die erfolgreiche Broschüre *Die verbrannten Bücher. 10. 5. 1933*²⁷ in einer bereits vergriffenen Auflage von 5000 Stück mit einer gleichnamigen Wanderausstellung (in Kooperation mit dem „Österreichischen Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum“). In beiden Medien werden die Vorgeschichte, der Verlauf und die katastrophalen Folgen der Bücherverbrennungen mit einem Österreich-Schwerpunkt rekonstruiert.

Ein heißes Eisen im „Zeitalter der Wende“ thematisierte das IWK-Symposium „Konservative Tendenzen in den Wissenschaften“, in dem aus der Sicht verschiedenster Disziplinen die Frage nach einem zunehmend rückschrittlichen Menschenbild in der Wissenschaftsauffassung debattiert wurde.



Der IWK-Tätigkeitsbericht 1983 resümiert mit aufsteigender Tendenz 10 Seminare, 18 Vorträge, 5 Ausstellungen, einen Studienkreis und ein Symposium mit ca. 3500 Besuchern. Seminare über „Kultur und Gesellschaft in Wien 1890-1938“, „Zur antifaschistischen Literatur Österreichs“, „Perspektiven emanzipatorischer Bildungsarbeit“ sowie die Diskussionsreihen „Philosophie und Öffentlichkeit“ bzw. „Philosophie und Gesellschaft“, die als Nr. 4 der Schriftenreihe des IWK von Dr. Peter Lüftenegger herausgegeben wurden,²⁸ trugen zur geistigen Belebung bei. Gleichzeitig konnten sich die Arbeitskreise „Museum“ und „Gesundheits- und Sozialpolitik“ etablieren. Als Novitäten im Programm wurden seit dieser Zeit regelmäßige Buchpräsentationen angeboten, z. B. F. Stadler, *Vom Positivismus zur „wissenschaftlichen Weltauffassung“*; F. Wallner, *Die Grenzen der Sprache und der Erkenntnis*; J. Bunzl/B. Marin, *Antisemitismus in Österreich*; G. Fellner, *Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft*; F. Keller (Hrsg.), *Lobau – die Nackten von Wien*; R. Aspöck, *Der ganze Zauber nennt sich Wissenschaft. Zur sprachlichen Diskriminierung der Frau*; K. Müller/F. Stadler/F. Wallner (Hrsg.), *Versuche und Widerlegungen. Offene Probleme im Werk Karl Poppers*; K. Hausen/H. Nowotny (Hrsg.), *Wie männlich ist die Wissenschaft?*; G. Schmid (Hrsg.), *Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft*. Zugleich wurden die kleinen Ausstellungen im Institut bis zur Gegenwart forciert: über Karl Kraus, „Frauen in der dritten Welt“, „Die verbrannten Bücher“, „Politische Graphik 1927-38“, „Malen macht frei, Dokumente einer psychoanalytischen Maltherapie“, „Burgenländische Kroaten“ und eben jetzt „Frauen malen Frauen“.

1983 konnte auch die Bibliothek des Instituts mit ungefähr 1600 Bänden, vor allem aus dem Zeitraum 1900 bis 1945, darunter Raritäten aus der Arbeiterbewegung und des Sozialismus, als Präsenzbibliothek systematisiert und katalogisiert werden und steht somit allen Interessierten zur Verfügung.

Im Mai/Juni 1984 fand im Rahmen der „Wiener Gespräche zur Philosophie“ die internationale Tagung „Die Zukunft der Anthropologie und die kritische Methode“, gemeinsam veranstaltet vom Institut für Philosophie unter Univ.-Prof. Michael Benedikt, vom Französischen Kulturinstitut und vom IWK, großes Interesse. Ein Tagungsbericht wurde in den *Mitteilungen des IWK* (4/84) abgedruckt. Die gleiche Veranstaltergruppe organisierte ein Jahr danach die internationale Philosophentagung „Die Krise der Phänomenologie und die Pragmatik des Wissenschaftsfortschritts“ in der Wiener Arbeiterkammer (Bericht von Franz R. Reiter in den *Mitteilungen* 4/85). Beide Unternehmungen liegen nun in Buchform vor.²⁹

Die zeitgeschichtlich-antifaschistischen Ambitionen des IWK sind mit dem Themenheft „Kabarett und Satire im Widerstand 1943-45“ der *Mitteilungen* (1-2/85) – organisiert von Dr. Konstantin Kaiser – einmal mehr in die Praxis umgesetzt worden, dem in ähnlichem Geiste das Heft 3/85 über „Vorurteile“ folgte – als Niederschlag der Reihe „Vorurteile in der österreichischen Gesellschaft nach 1945“ (Leitung Dr. Andreas Pri-

bersky). Dem seit 1946 existierenden aufklärerischen Impetus des Instituts entsprang im Anschluß an die Vortragsreihe „Philosophie und Sozialwissenschaften“ die gut besuchte Großvortragsreihe „Wissenschaftliche Weltauffassung“ (Koordination Dr. Peter Lüftenegger, Karl Müller M. A., Dr. Friedrich Stadler) mit dem Ziel einer kritischen Darstellung von Einzeldisziplinen als möglichen Bausteinen eines modernen wissenschaftlichen Weltbildes durch hervorragende Vertreter von Natur- und Sozialwissenschaften. So referierten in diesem Rahmen die Universitätsprofessoren Werner Leinfellner über „Moderne Wissenschaftstheorie“, Paul Neurath über „Globale Soziologie“, Dieter Senghaas über „Europas Entwicklung und die Dritte Welt“, Jürgen Kocka über „Nation, Gesellschaft, Alltag“. Diese Reihe wird auch im Jahre 1987 mit Vorträgen vorwiegend aus dem naturwissenschaftlichen Bereich fortgesetzt und anschließend unter Einbeziehung kritischer Koreferate veröffentlicht werden.

Aus dem Seminar „Kultur und Gesellschaft in Österreich 1938-55“ aus Anlaß des „Jahres der Zeitgeschichte“ entstanden, und für 1987 unter dem Titel *Kontinuität und Bruch* zur Veröffentlichung geplant³⁰, entsprang der hochaktuelle Plan des Symposions „Entnazifizierung in Österreich“ im März 1985. Die Referate sind in Buchform unter dem Titel *Verdrängte Schuld – Verfehlt Sühne* (hrsg. von Sebastian Meissl, Klaus-Dieter Mulley, Oliver Rathkolb) erschienen, wobei die erste Auflage bereits vergriffen ist.³¹

Das Jahr 1985 stellte einen ersten Höhepunkt dar, was Art und Umfang der Veranstaltungen betrifft. So wurden neben den bereits erwähnten Symposien noch weitere über „Der alltägliche Mythos“, „Archäologie des Unzufriedenen. Symposium anläßlich des 100. Geburtstages von Ernst Bloch und Georg Lukacs“ gemeinsam mit dem Wissenschaftsministerium veranstaltet.³²

An den Workshops „Theorie und Praxis der Oral History“, einem Vortrag von Lutz Niethammer über „Oral History in der BRD“, Peter Bürger über „Kritik der idealistischen Ästhetik“, „Aspekte industriekultureller Forschung am Beispiel Niederösterreichs“ sowie an diversen Arbeitskreisen über „Die soziale Aufgabe des Rechts“, „Psychoanalyse und Kultur“, Canettis „Masse und Macht“, „Nation und Identität“, „Georg Lukacs 1985“ und der Weiterführung von „Antifaschistische Literatur in Österreich“, nicht zuletzt dem „Literarischen Klub“ und den Arbeitskreisen für „Kunstpädagogik und Museum“, „Gesundheits- und Sozialpolitik“ sowie einem zur Semiotik waren im Berichtsjahr 1985 insgesamt 5900 Besucher interessiert. Dies bedeutete aber auch den Zenit der inneren und äußeren Institutskapazität. In den *Mitteilungen des IWK* (2/86) konnte sich der seit mehreren Semestern existierende „Naturwissenschaftliche Arbeitskreis“ (unter Dr. Karl Edlinger) mit einem Schwerpunktheft über „Evolution und Erkenntnis“ darstellen. Mit der Würdigung des Philosophen Moritz Schlick (1882-1936) aus Anlaß der 50. Wiederkehr seines Todestages durch einen Vortrag von Univ.-Prof. Rudolf Haller wurde an die Tradition von 1946 angeschlossen, als im IWK der heute weltberühmte Wiener Kreis als Minderheitenphilosophie ähn-

lich wie der „Austromarxismus“ im neuen Österreich in Erinnerung gerufen wurde.

Das Innenleben des wiedererstarbten Instituts veränderte sich durch die Pensionierung der langjährigen verdienstvollen Angestellten Johanna Böck, andererseits gewann es durch die unentbehrliche Mitarbeit von Mag. Regina Barth (EDV, Verwaltung und Naturwissenschaften) seit 1983, deren Verbleib auf der letzten Vorstandssitzung beschlossen wurde. In dieser wurden die Statuten des Vereins dahingehend modifiziert, daß an die Stelle des Kuratoriums ein erweiterter Vorstand tritt und ein flexibles Präsidium das Ausführungsorgan ist.³³ Erstmals ist die Errichtung einer Zweigstelle des IWK, vorerst in Linz, bekanntgegeben worden. Die Betreuung der *Mitteilungen* ging mit Ende 1984 von Dr. Karl Sablik auf die Generalsekretärin Dr. Helga Kaschl über, die mit neuem Design das Konzept der Themenhefte als Spiegel der Institutsarbeit verstärkt weiter verfolgt. Insgesamt verlagerte sich die Arbeit von reiner Vortragstätigkeit zur historischen, wissenschaftlichen und sozialkritischen Bildungsarbeit in Form von Seminaren, Arbeitskreisen, Symposien, Projekten, Ausstellungen, Veröffentlichungen, Einzelvorträgen und Vortragsreihen – wie die diesjährige Woche der Selbstdarstellung vermitteln wird. All dies ist gedacht als Orientierungs- und Entscheidungshilfe für den kritischen Bürger – noch immer im Geiste Kants mit der Zielsetzung eines Ausgangs des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit und in Verbindung mit Marxens humanistischem Anspruch einer ständigen Verbesserung unserer Gesellschaft. Mit dieser optimistischen Vision begeht das IWK als Gesinnungsgemeinschaft sein 40jähriges Jubiläum in der Hoffnung auf weitere fruchtbare Bildungsarbeit – gerade in sogenannten „Krisenzeiten“.



Anmerkungen

- 1 Alle Angaben und Zitate stammen – soweit nicht anders angeführt – aus dem Archiv des IWK, das von Mag. Ulrike Anzenberger 1985/86 systematisiert wurde; sie wurden den jährlichen Tätigkeitsberichten sowie den Programmen und *Mitteilungen* des Instituts entnommen.
Dieser Beitrag kann nur ein unvollständiger und kursorischer Überblick zur Institutsgeschichte sein mit der Entschuldigung, daß viele Förderer, Angestellte und Mitarbeiter nicht oder zu wenig berücksichtigt werden konnten. Ich verweise in diesem Zusammenhang auch auf die lange und prominente Vortragsliste im IWK und auf die Präsentation des Instituts in der Jubiläumswoche (vom 24.-28. 11. 1986).
- 2 Karl Renner, *Demokratie und Bürokratie*. Wien: Universum 1946. (Studien zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Österreichs, hrsg. vom Institut für Wissenschaft und Kunst, Heft 1). Ein Bericht über die Gründungsversammlung in: *AZ*, 13. 1. 1946.
- 3 Vgl. die ersten Satzungen des Vereins „Institut für Wissenschaft und Kunst“ vom März 1946.
- 4 *Sechs Monate Institut für Wissenschaft und Kunst*. Hrsg. im Selbstverlag des IWK, Wien 1946.
Wissenschaft und Kunst. Im Auftrag des Kuratoriums des IWK hrsg. von Dr. Leopold Zechner. Wien: Verlag für Jugend und Volk 1946.
- 5 *Staat und Gewerkschaft*. Von Bundesminister Karl Maisel. Vortrag, gehalten am 24. Mai 1946 im IWK, Wien. Wien: Österreichischer Gewerkschaftsbund, Gewerkschaft der Metall- und Bergarbeiter 1946.
- 6 *Ausstellung Alfred Kubin zum 70. Geburtstag*. Veranstaltet vom IWK und der Graphischen Sammlung Albertina Wien, 20. September bis 31. Oktober 1947. Wien: IWK 1947.
- 7 Denkschrift auf Grund der Enquete über die Lage des wissenschaftlichen Lebens in Österreich. Abgehalten im Festsaal des Neuen Wiener Rathauses am 4. November 1948. Wien: IWK 1948.
- 8 *Die Großstadt Wien als Lebensstätte der Wiener. Ein Arbeitsbericht der Forschungsgemeinschaft für Großstadtprobleme im IWK*. Hrsg. vom IWK. Wien 1957.
Beiträge zur Limnologie der Wienerwaldbäche. Erster Bericht der Arbeitsgemeinschaft „Zur Erforschung der Wienerwaldbäche“ im IWK, Wien. Hrsg. von Gertrud Pleskot. Wien 1953. (*Wetter und Leben*, Sonderheft 11, September 1953).
- 9 *Die Jugend in Österreich. Statistische Quellenmaterialien*. IWK, Arbeitsgruppe „Der jugendliche Arbeitnehmer“. Wien: Carl Ueberreuter 1957.
Zum Thema Jugend vgl. auch die spätere Publikation:
Preisgekrönte Kinder- und Jugendbücher 1954-1961. Wien: Jugend und Volk 1962.
- 10 *Naturgeschichte Wiens. Band I: Lage, Erdgeschichte, Klima*. Wien-München: Jugend und Volk 1970. *Band II: Naturnahe Landschaften, Pflanzen- und Tierwelt*. Wien-München: Jugend und Volk 1972. *Band III: Forstliches, Karten*. Wien-München: Jugend und Volk 1972. *Band IV: Großstadtlandschaft, Randzone und Zentrum*. Wien-München: Jugend und Volk 1974.
- 11 *Der Mensch. Sein Wesen und Wirken*. Eine Vortragsreihe hrsg. vom IWK. Wien: IWK 1960.
- 12 *Zwanzig Jahre Bildungsarbeit (1946-1966)*. IWK Wien. Wien: Verlag Notring 1967.
- 13 *Henri de Toulouse-Lautrec und seine Zeit. Vortragsreihe des IWK*. Wien: IWK 1966.
- 14 Vgl. *AZ*, 29. 8. 1967
- 15 *Zum Jubiläum des 25jährigen Bestandes. Institut für Wissenschaft und Kunst*. Wien: IWK 1971.
- 16 Vgl. Karl Tambornino, „Sozialistische Perspektiven zum Ende der ‚Überflußgesellschaft‘“, in: *Zukunft* 10, 1977, 33 f.
- 17 *Der alternde Mensch. Altern und Alter im Sozialgefüge. Vortragsreihe des IWK*. Herausgeber: Österreichisches Bundesinstitut für Gesundheitswesen. Wien 1977.
- 18 *Umwelt und Gesellschaft. Ergebnisse des Symposiums 5. bis 11. März 1966*. IWK in Zusammenarbeit mit dem Kultur- und Bildungsreferat des Betriebsrates der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien: IWK 1977.
- 19 Hertha Firnberg, „Der Bürger und die Wissenschaft“, in: *Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst* 3, 1976, 68-74.
Andrea Mazanek, „Dreißig Jahre Institut für Wissenschaft und Kunst“, in: *ebda.*, 60-67.
- 20 Vgl. Anm. 17.
- 21 Vgl. Statuten des Vereins „Institut für Wissenschaft und Kunst“, beschlossen in der ordentlichen Generalversammlung am 26. 6. 1979.
- 22 „Zehn Jahre Gesellschaftspolitischer Studienkreis. Zehn Jahre offene Bildungsarbeit“, in: *Mitteilungen des IWK* 4/1979, 118 ff.
- 23 *Politisches Lied. Am Beispiel Elsass – Italien – Österreich*. Institut für Wissenschaft und Kunst in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Dialektinstitut. Hrsg. von Hans und Gerlinde Haid. Wien: IWK 1980.
- 24 *Auseinandersetzung zwischen Vereinsmeierei, Demokratisierung und Expertenherrschaft*. Ergebnisse eines Seminars von November 1979 bis Mai 1980 im IWK, Wien. Komitee für Alternativen zum Psychologengesetz. Wien: IWK 1980.
- 25 *Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Band 1: Arbeiterbewegung*. Herausgeber: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und IWK. Zusammenstellung und Redaktion: Mag. Siglinde Bolbecher, Mag. Brigitte Galanda, Dr. Konstantin Kaiser, Dr. Brigitte Lichtenberger-Fenz, Dr. Wolfgang Neugebauer, Andreas Pittler. Wien-München: Österreichischer Bundesverlag, Jugend und Volk 1984.
- 26 *Oral History in Österreich. Dokumentation einer Arbeitstagung im IWK (5.-6. Mai 1984)*. Hrsg. vom IWK. Wien: IWK 1984.
- 27 *Die verbrannten Bücher. 10. 5. 1933*. Redaktion: Alfred Pfoser und Friedrich Stadler. Wien: IWK 1983. (Schriftenreihe des Instituts für Wissenschaft und Kunst 3.) Mit Beiträgen von A. Pfoser, H. Exenberger, F. Stadler, E. Hanisch, W. Reiss sowie Materialien und Literatur.
- 28 Peter Lüftenegger (Hrsg.), *Philosophie und Gesellschaft*. Wien: IWK 1984. (Schriftenreihe des Instituts für Wissenschaft und Kunst 4.) Mit Beiträgen von E. List, E. Morscher, P. Fleissner, A. Pfabigan, J. Dvorak, F. Wimmer, K. Liessmann, J. Rhemann, C. Reichhoff, F. Wallner, P. Engelmann.
- 29 Michael Benedikt/Rudolf Burger (Hrsg.), *Die Krise der Phänomenologie und die Pragmatik des Wissenschaftsfortschritts*. Wien: Edition S des Verlages der Österreichischen Staatsdruckerei 1986. Mit Beiträgen von K.-O. Apel, H.-D. Bahr, M. Benedikt, R. Burger, M. Deguy, J. Derrida, V. Descombes, I. Feher, H. Klima, G. Kortian, P. Malina, J. Poulain, O. Pfersmann, H. Putnam, R. Rorty, Ch. Taylor, R. Wiehl. M. Benedikt/R. Burger (Hrsg.), *Die Zukunft der Anthropologie und die kritische Methode*. Wien: Braumüller Verlag 1985.
- 30 Friedrich Stadler (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte 1938-1955*. Wien: Böhlau Verlag 1987 (in Vorbereitung).
- 31 *Verdrängte Schuld – Verfehlt Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945-1955*. Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst. Hrsg. von Sebastian Meissl, Klaus-Dieter Mulley, Oliver Rathkolb. Wien-München: Verlag für Geschichte und Politik 1986. Mit Beiträgen von H. Fischer, L. Niethammer, D. Stiefel, R. Knight, O. Rathkolb, K.-D. Mulley, W. Kos, F. Hausjell, G. Renner, M. G. Hall, W. Weinert, S. Meissl, R. Knoll, A. Massiczek, A. Maislinger, E. Hanisch, S. Karner, J. Markus, B. Galanda und Diskussionen von Zeitzeugen (K. Mark, V. Matejka u. a.).
- 32 Eine Veröffentlichung im Böhlau Verlag ist geplant.
- 33 Vgl. die Statuten des Vereins „Institut für Wissenschaft und Kunst“, beschlossen in der ordentlichen Generalversammlung am 26. Juni 1986:
- § 1 Der Verein führt den Namen: „Institut für Wissenschaft und Kunst“ und hat seinen Sitz in Wien. Er erstreckt seine Tätigkeit auf das Bundesgebiet Österreich. Die Errichtung von Zweigvereinen (Sektionen) in den Bundesländern ist beabsichtigt.
- § 2 Der Verein, der unpolitisch und interkonfessionell und dessen Tätigkeit nicht auf Gewinn gerichtet ist, bezweckt:
- a) ernste Forschungsarbeit und künstlerisches Schaffen zu fördern,
 - b) das Studium noch Lernender zu unterstützen und zu ergänzen, auch solcher, die nicht über die gesetzlichen Voraussetzungen für das Studium an Hochschulen verfügen,
 - c) Wissenschaft und Kunst jedem wissenschaftlich und künstlerisch Interessierten zugänglich zu machen.
- Die Vereinszwecke sollen durch folgende Maßnahmen erreicht werden:
1. Unterstützung und Durchführung von Forschungsarbeiten und Studienreisen,
 2. Vermittlung von Fachwissen durch Vorträge und Arbeitsgemeinschaften,

3. Veranstaltung von allgemeinbildenden Einzelvorträgen und Vortragsreihen,
4. künstlerische Veranstaltungen aller Art,
5. Sprechabende zur Förderung des Gedankenaustausches,
6. gesellschaftliche Veranstaltungen,
7. Zusammenarbeit mit privaten und öffentlichen Stellen des In- und Auslandes, deren Bestrebungen denen des Vereins gleichgerichtet sind,
8. Publikationen aus den Arbeitsgebieten des Instituts,
9. Herausgabe eines Mitteilungsblattes,
10. Errichtung einer Bibliothek.

Im folgenden werden die Rechte und Pflichten der Mitglieder und die Organe des Vereins (Generalversammlung, Vorstand, Präsidium, Rechnungsprüfer, Schiedsgericht) erläutert, wobei auf der Basis der Generalversammlung der Vorstand das wesentliche demokratische Entscheidungsgremium darstellt, welches nach oben durch das siebenköpfige Präsidium vertreten ist.

In der letzten Generalversammlung am 23. Juni 1986 wurde einstimmig folgender IWK-Vorstand gewählt (P = Präsidium):

- (P) Präsident: em. Univ.-Prof. Dr. Alfred Gisel
 (P) 1. Vizepräsident: Abg. z. NR a. D. Karl Mark
 (P) 2. Vizepräsident: Heinz Kommenda
 (P) 3. Vizepräsident: Mag. Elisabeth Morawek
 (P) 1. Kassier: Dr. Kurt Hejc
 2. Kassier: Peter Ulrich Lehner
 (P) 1. Schriftführer: Abg. z. NR Dr. Josef Rieder
 2. Schriftführer: Mag. Regina Barth
 (P) Generalsekretärin: Dr. Helga Kaschl
 Als Beisitzer im Vorstand: Ing. Alfred Böck, Univ.-Doz. Dr. Rudolf Burger, Dr. Johann Dvořak, Dr. Ingrid Leitner, Dr. Ursula Knittler-Lux, Dr. Peter Lüftenegger, Dr. Wolfgang Maderthaner, Univ.-Prof. Dr. Egon Matzner, Dr. Wolfgang Neugebauer, Univ.-Doz. Dr. Helga Nowotny, Dr. Ewald Nowotny, Univ.-Prof. Dr. Harald Ogris, Dr. Alfred Pfoser, Dr. Edith Prost, DDr. Oliver Rathkolb, Univ.-Doz. Dr. Edith Saurer, Dr. Friedrich Stadler, Univ.-Prof. Dr. Ruth Wodak-Engel.
 Der Vorstand wird von einem wissenschaftlichen und künstlerischen Beirat beraten.

Die Präsidenten des IWK 1946-1986

Leopold Zechner – Präsident des IWK von 1946 bis 1964
 Geboren 26. 6. 1884
 Absolvierung der „Lehrerbildungsanstalt“ im 3. Wiener Bezirk
 1909 Volksschullehrer im 10. Bezirk, anschließend Bürgerschullehrer, Mitarbeit an der Schulreformbewegung von Otto Glöckel
 1927 Dr. phil.
 Hauptschuldirektor, prov. Bezirksschulinspektor
 1934 Rückversetzung als Hauptschullehrer; Pensionierung mit 51 Jahren
 1945 Bezirksschulinspektor
 1946 Geschäftsführender Präsident des Stadtschulrates Wien, Abgeordneter zum Nationalrat
 1959 Pensionierung. Titel Hofrat, Bürger der Stadt Wien

Wilhelm Marinelli – Präsident des IWK von 1964 bis 1973
 1923 Dr. phil. (Zoologie). Assistent am Zoologischen Institut der Universität Wien
 1930 Habilitation aus Zoologie mit besonderer Berücksichtigung der Morphologie
 1942 ao. Univ.-Prof. und Leiter der morphologischen Abteilung
 1952 o. Prof. und Vorstand des I. Zoologischen Instituts
 1967 Emeritierung
 Daneben: Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Gründung eines Ludwig Boltzmann-Instituts für Morphologie und Evolutionslehre. Langjährige Tätigkeit in der Erwachsenenbildung, u. a. als Volkshochschuldozent und Obmann bzw. Vizepräsident des „Verein Volkshochschule“ und „Verband der Wiener Volksbildung“. Präsident des „Notrings“ der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs. Ehrenmedaille in Gold der Stadt Wien, Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse, großes silbernes Ehrenzeichen für die Verdienste um die Republik Österreich, Präsident der Ludwig Boltzmann-Gesellschaft 1960-1969, Mitglied der Fulbright-Commission und der UNESCO-Kommission, Vorsitzender des wissenschaftlichen Kuratoriums des österreichischen Naturschutzbundes, Wiener Tierschutzverein.

Alfred Gisel – Präsident des IWK seit 1973
 1911 geb. in Wien
 1927 Gründung einer Bezirksgruppe sozialistischer Mittelschüler, Studium der Medizin an der Universität Wien
 1933 Demonstrator am Anatomischen Institut der Universität Wien, Prof. Julius Tandler
 1937 Assistent bzw. Oberassistent und Facharzt. Während des Krieges Tätigkeit beim Internationalen und Deutschen Roten Kreuz
 1944 Einberufung zum Militärdienst, russische Kriegsgefangenschaft bis 1947
 1948/49 Prosektor an der Universität Bern. Rückkehr nach Wien, Chefarzt beim Roten Kreuz und ärztlicher Leiter der Rot-Kreuz-Hilfeleistungen in Italien, den Niederlanden und Ungarn, Dozent an der Universität Wien
 1972 ao. Prof. für Anatomie an der Universität Wien
 1974 o. Prof. ebendort.
 Daneben: Ehem. Mitglied und Vorsitzender des Wiener Landtages, 1971 Mitglied des Bundesrates, 1973-75 Abgeordneter zum Nationalrat.

Karl Mark – Geschäftsführender Präsident 1978-84 und derzeitiger Vizepräsident des IWK
 1900 geb. in Wien
 Jusstudent an der Universität Wien
 1921-34 Bezirkssekretär der SDAP-Döbling, Vertreter der „Linksposition“
 1934 Verhaftung und Inhaftierung
 1934-45 illegale Tätigkeit im Kontakt mit den „Revolutionären Sozialisten“
 1945 Bezirksbürgermeister in Döbling
 1945-66 Abg. z. NR, Mitglied des Parteivorstandes der Wiener SPÖ, Bezirksobmann der SPÖ-Döbling.

Die Angestellten des IWK-Sekretariats 1946-1986

Dr. Theo Schwager	1946-1951
Henriette Kotlan-Werner	1964-1967
Elfriede McIntyre	1968-1972
Eva Berchtold	1973-1975
Johanna Böck	1967-1986
Ingrid Paul	seit 1986

Die Leitung des IWK-Sekretariats 1946-1986

Dr. Ernst Glaser	1946-1954
Prof. Hermann C. Mühlberger	1954-1964
Johann Kücher	interimistisch
Hilde Staribacher	1964-1978
Dr. Martha Sieder	1978-1982
Dr. Helga Kaschl	seit 1982

Institut für Wissenschaft und Kunst

Sekretariat: I, Schuberting 3, Telefon U 12 5 95

Programm der Veranstaltungen Februar-März 1946

Wissenschaftliche Vorträge:

22. Februar, 17.30 Uhr, Kleiner Festsaal des Neuen Wiener Rathauses, Eröffnung der Veranstaltungen des Institutes für Wissenschaft und Kunst:

Bundespräsident Dr. h. c. Dr. **KARL RENNER**

Demokratie — Bürokratie

Vortrag vor Mitgliedern des Instituts und geladenen Gästen

8. März, 18 Uhr, Saal des Ingenieur- und Architekten-Vereines, I, Eschenbachgasse 9
Univ.-Prof. Dr. **WILHELM MARINELLI**

Die Gestalt des Lebendigen

22. März, 18 Uhr, Saal des Ingenieur- und Architekten-Vereines, I, Eschenbachgasse 9
Univ.-Doz. Dr. **FRITZ NOVOTNY**

Die Stellung der bildenden Kunst in unserer Zeit

Im April finden folgende Vorträge statt: Univ.-Prof. Dr. Robert Bleichsteiner über „Die Überwindung des romantischen Nationalismus in den Geisteswissenschaften“ — Univ.-Prof. Dr. Leo Stern über „Die Wertfreiheit in der Sozialwissenschaft“ und Univ.-Prof. Dr. Karl Wolff über „Krise des Rechts“

Künstlerische Veranstaltungen:

Leitung: **PHILIPP ZESKA**

1. März, 18 Uhr, Saal des Ingenieur- und Architekten-Vereines, I, Eschenbachgasse 9

„Schauen, Atmen, Schreiten . . .“

FRAJZ WERFEL, ein österreichischer Dichter

15. März, 18 Uhr, Saal des Ingenieur- und Architekten-Vereines, I, Eschenbachgasse 9

Das geistige Frankreich in dieser Zeit

Dichtungen von Aragon, Simone de Bouvard, Cassou, Eduard, Paul Han, Sartre

29. März, 18 Uhr, Saal des Ingenieur- und Architekten-Vereines, I, Eschenbachgasse 9

Oesterreichische Parallelen zur ausländischen Literatur

Verwandtschaft der Form und des Geistes

Karten zu allen Veranstaltungen, ausgenommen zum Vortrag des Herrn Bundespräsidenten, sind zum Preis von S 3.—, für außerordentliche Mitglieder zum halben Preis und für ordentliche Mitglieder kostenlos im Sekretariat des Institutes für Wissenschaft und Kunst, I, Schuberting 3, Telefon U 12 5 95 erhältlich. — Mitglieder des Institutes wollen ihre Karten spätestens 4 Tage vor der jeweiligen Veranstaltung anfordern

Kurt Hirschfeld

PROBLEME DER DRAMATURGIE DES MODERNEN THEATERS

28. 4. 1946

Das Theater als Kunstform ist eine Art Auseinandersetzung des Menschen mit der Welt, in der er existiert. Andere Arten der Auseinandersetzung, Dichtung, Philosophie, Wissenschaft, erfüllen ihre Aufgabe, indem sie sich entweder wie die Wissenschaft auf rationaler Basis mit Erscheinungsformen der Welt auseinandersetzen, oder wie die Dichtung die gleiche Funktion mit anderen Mitteln auf irrationaler Basis übernehmen.

Theater vermittelt Dichtung auf besondere Art. Es vermittelt sie, indem es sie auf künstlerische Weise interpretiert und so Weltbilder, Meinungen, Stimmungen an ein Publikum heranträgt, mit denen sich dieses nun wiederum auseinandersetzen muß. Es ist, quantitativ gesehen, wahrscheinlich die beachtlichste Art, in der das dichterische Wort in die Öffentlichkeit dringen kann. Nicht nur daraus erwächst dem Theater die große soziale, moralische und künstlerische Verantwortung.

Das Theater muß sich als moralische Anstalt erkennen, die nicht irgendwo im luftleeren Raum schwebt, sondern als eine Institution, die hic et nunc sehr konkrete Aufgaben zu erfüllen hat. Eine moralische Anstalt, das ist umfassender gemeint, als Schiller, der diese Formulierung einstmalig geprägt hat, sie dachte, weil sie da sein sollte zur Unterstützung des Menschen in der Problematik seines Daseins, zur religiösen, ethischen, politischen Forderung, zur geistigen Bereicherung seines Lebens. Hic et nunc, diese beiden Worte umreißen den Bereich dessen, was wir „modern“ nennen. Das Theater muß sich der Zeit verpflichtet fühlen und die ihm dadurch gesetzten Funktionen zu erfüllen bereit sein. Es muß ein Ohr haben für das, was in dieser Zeit zu sagen notwendig ist, und sollte das zur Zeit und aus ihr Gesagte nicht in einem sehr bestimmten Sinn auch und vor allem für morgen gemeint sein? Wenn es aber für morgen gemeint ist, gehört dazu der Glaube an eine Entwicklung, an einen Fortschritt, worunter nichts anderes verstanden sein will, als eine auf gesellschaftlichen und moralischen Einsichten basierende fortschreitende rationale Beherrschung des durch die Natur Gegebenen durch den Menschen und die Beherrschung dieser Natur des Menschen durch eine Regelung des menschlichen Zusammenlebens nach einsichtigen und vernünftigen Prinzipien.

Was will oder was soll zumindest der Spielplan eines modernen Theaters wollen?

Nach den Voraussetzungen erscheint es selbstverständlich, daß Stücke gespielt werden, deren Thema, Ethos und Forderung der Zeit, in der wir leben, entsprechen; Stücke, die Einsichten vermitteln und erweitern, nicht indem sie diese Einsichten vortragen, sondern dramatisch geformt, dichterisch gesagt oder denkerisch formuliert auf die Bühne bringen. Fremde Schick-

sale in historischem oder modernem Milieu werden aufgerollt, nicht, um von der Realität abzulenken, sondern um zu ihr hinzuführen. Vergangenheit und Gegenwart sind nicht verkleidetes Spiel, sondern Beispiel, Vorbild, Korrektiv und Kontrolle des Denkens, des gelebten und zu lebenden Lebens.

Entscheidend sind die Stücke, aus denen die Stimme unserer bedrängten und bedrängenden Tage kommt, die uns Fragen stellen und die tastend Antwort suchen, um aus dem Chaos hinauszuführen, mahndend es deuten und den Ausweg suchen.

Bei aller Verschiedenheit ihrer nationalen, geistigen, klassenmäßigen und künstlerischen Herkunft haben die Stücke der modernen Autoren, von denen wir sprechen werden, gemeinsame inhaltliche und formale Intentionen: in ihrem Ethos, in ihrer gesellschaftlichen und materiellen Forderung und, künstlerisch gesehen, in der Sprengung der überlieferten Form der Dramatik. Ihre entscheidende Grundhaltung ist die Kampfstellung gegen den Faschismus in allen seinen Spielarten, ist das Ethos, das soziale und personale Lebenswerte enthält, die dem Theater als moralische Anstalt notwendig sind. Das Theater und seine Schauspieler sollen fühlen und wissen, daß sie durch Interpretation solcher Texte sinnvolle Arbeit leisten, daß sie da sind, um den Menschen im Kampf um die innere und äußere Existenz zu unterstützen. Sie sollen helfen, klärend zu wirken in der politischen, ethischen und religiösen Problematik, sie sollen beitragen zur Rettung und Bereicherung des bedrohten Daseins.

Die neuen Formen ermöglichen eine Verdeutlichung in der Vermittlung der Inhalte in der Art, daß dem Publikum nicht nur Gefühle ermöglicht, sondern Einsichten vermittelt werden. Es sind keine Sensationen mehr, die wir bieten dürfen und die von der Realität ablenken, sondern Dichtung und Gedanken, die zu ihr hin und über sie hinaus führen. Das Gespräch, Grundlage jeder Demokratie, beginnt auf der Bühne, um im Publikum fortgesetzt zu werden. Mit jedem neuen Stück wird es von einer andern Seite aufgenommen. Es ist immer dasselbe Objekt, es ist der Mensch, um den es geht und der Mittelpunkt des Gesprächs bleibt. Denn sein Bild, das von der Zerstörung bedroht war und noch ist, muß gerettet werden. Das Bild des Menschen in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, mit allen ihm geschenkten Möglichkeiten, aus allen uns gegebenen Perspektiven wird zur Diskussion gestellt.

Wen von den modernen Autoren und Dichtern meinen wir, wenn wir von der modernen Dramaturgie sprechen? Die zu nennende Auswahl soll in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Wir stellen den großen katholischen Dichter Claudel neben den Marxisten Bert Brecht, den Humanisten Wilder neben den existentiellen Analytiker Sartre, der aus der französischen Widerstandsbewegung hervorging, den Dichter Hofmannsthal, der sprachlich und inhaltlich der großen österreichischen Tradition entwuchs, neben Georg Kaiser, dessen letzte Stücke eine Rationalisierung des Mythos, eine Aufhellung von bildhaften Begebenheiten und ihre Umbiegung ins menschlich Verständliche und Verständige waren, den Apokalyptiker Karl Kraus, dessen grandios erschreckende Visionen

erst jetzt Wirklichkeit wurden, neben Giraudoux' letzte Aufrufe zur vielleicht schon zu späten Umkehr, die Dichtung des im spanischen Bürgerkrieg ermordeten Garcia Lorca neben das „Requiem“ des jungen Schweizer Dichters Max Frisch, das nach allem Grauenhaften, das zu zeigen er sich verpflichtet fühlte, Wege der Verständigung für morgen suchte. Das sind Namen – Namen, hinter denen Welten und Anschauungen stehen, die den Zwang zur Auseinandersetzung in sich tragen, und die Diskussion, die wie immer in ästhetischen Dingen, über Formalia beginnt (denn fast alle diese Dichter versuchten sich in neuen Formen, sei es durch völlige Sprengung des gewohnten Stückstils oder gar des Bühnenrahmens, sei es durch eine neue Dramaturgie), endet bei den Materialien, die die Stücke vortragen und als brennende Fragen zur Diskussion stellen. Greifen wir nicht ohne Willkür aus ihnen einige Stücke heraus und versuchen wir kurz ihre Anliegen zu analysieren:

Sartres „Les mouches“ („Die Fliegen“), das sich wie etliche moderne Stücke des antiken Elektra-Orest-Mythos bedient (wir erinnern in diesem Zusammenhang nur an O'Neill, Giraudoux, Gide, Cocteau), ist ein Schlüsselstück, das geschrieben und aufgeführt wurde im besetzten Paris der Jahre 1942 und 1943. Sartre, Professor für Philosophie an der Sorbonne, hat mit diesem Stück einen entscheidenden Beitrag zum Geist der Widerstandsbewegung geleistet. Im Mittelpunkt des Dramas steht das Problem der Freiheit von der Tyrannei, der Freiheit von der Natur, der Freiheit von den falschen Göttern. Orest, sein Held, ein neuer Typus des Freiheitshelden, ist ein Mensch unserer Zeit. In seinem zarten Knabengesicht steht die Einsamkeit des freien Menschen, steht die Angst, die Sorge, die Not, die Verzweiflung in einer Welt, die er noch nicht kennt und die ihn nach seiner Tat nicht kennen will. Orest, der als Kind Verbannte, kommt zurück nach Argos. Ein junger Mensch, der viel gelernt hat, aber ein Mann ohne Erinnerung, der nicht weiß, wohin er gehört. Er sucht Gemeinsamkeiten und er glaubt, mit dem Mord an Ägisth und Klytämnestra das „Bürgerrecht“ erkaufte zu haben. Er befreit das Volk durch den Mord von der Tyrannei. Er befreit es von den Erinnyen, die in Gestalt der Fliegen auftreten (schon Aischylos und Giraudoux nennen sie so). Doch am Schluß des Stückes gehen die Erinnyen mit ihm, aber das Volk steht da, von allem befreit. Befreit von der Tyrannei, befreit von der Not, befreit von der Angst, es steht im Nichts. Hier hat ein Dichter gewagt, ein gewaltiges Problem des „après la guerre“ aufzuzeigen. Dieses Faktum des Nichts, in dem sich die Menschen ohne bindende Idee, ohne Glauben, ohne Aufgabe plötzlich befinden, dieses Nichts, das für uns erst jetzt realisierbar geworden ist, wenn wir daran denken, daß Menschen ohne die selbstverständlichsten und normalsten Grundlagen, die eine Gesellschaft ausmachen, zu leben gezwungen sind. Kein Dach über dem Kopf, ohne die Aussicht, einmal wieder eines zu haben, keine Nahrung, ohne zu wissen, wann sie wieder einmal welche bekommen werden. Dieses Stück ist für ein neues Publikum geschrieben, neu insofern, als es weiß, daß nichts selbstverständlicher ist als die Ungewißheit der Zukunft, ein

Publikum, das zugleich wissen will, welche Gefahren ihm drohen. Ein Publikum, das trotzdem bereit ist, sein Schicksal auf der Grundlage dieses seines erfahrenen Wissens selbst zu gestalten. Die Begegnung des Orest mit dem Nichts ist die einzige und wirkliche Leistung, die ihm von niemandem abgenommen werden kann. Sartre kommt aus der Schule der Phänomenologie. Es ist das erste Drama, das unter diesen Aspekten geschrieben worden ist.

Jenseits des Ozeans, weit weg von diesem traditionsgebundenen und zugleich revolutionären Franzosen, lebt der Dichter aus dem amerikanischen Kulturkreis, den wir in unsere Betrachtung einbeziehen müssen: Thornton Wilder. Wilder, ein Gelehrter wie Sartre, dieser Archäologe, jener Philosoph. Daß gerade diese beiden ihre Arbeit in wissenschaftlichen Berufen haben, dürfte wohl auch kaum Zufälligkeit sein. Wir wollen nur von dem letzten Stück „Wir sind noch einmal davongekommen“ („The skin of our teeth“) sprechen, weil uns hier in deutlicherer und radikalerer Form das Anliegen Wilders erkennbar erscheint.

Dreimal Weltuntergang und dreimal sind wir davongekommen. Im ersten Akt ist es die Eiszeit, die die Menschen bedroht und aus der sie sich retten können durch das Erhalten des Feuers. Im zweiten ist es die Sintflut, in der die Menschen gerettet werden durch die Arche, auf die sich die Familie des Mr. Antrobus zurückzieht, und im dritten Akt ist es der alles zerstörende Krieg, aus dem wir nun noch einmal davongekommen sind. Im ersten Akt ist es die Stimme des Volkes, symbolisiert durch die Emigranten und mit ihnen Moses und Homer, das Gesetz und die Dichtung – in seiner Not und in seiner Verwirrung, die Wilder gestaltet. Durch die Hilfe aller wird das Feuer wach gehalten und die Menschheit gerettet. Im zweiten ist es die Familie und im dritten geht es um die Rettung der geistigen Elemente unserer Kultur. Wie in Giraudoux' „Sodom und Gomorrha“ werden hier Endzustände gezeigt, in denen sich eindeutig mögliche menschliche Verhaltensweise aufzeigen lassen. Und wie bei Claudel wird die Zeit zusammengerafft. Aus perspektivischer Sicht schieben sich die Zeiten wie Bergketten ineinander, und wenn bei Claudel vier Tage gezeigt sind, in denen wir durch Welten und ganze Lebensläufe geführt werden und die das Dasein des Menschen umfassen, so sind es bei Wilder drei Zeiträume von der Prähistorie bis heute, und in der Prähistorie spielt sich Heutiges und in dem Heutigen Prähistorisches ab. Die dramatische Zeit wird aufgelöst. Der dramatische Raum ist nicht mehr existent. Das dramatische Sein tritt an die Stelle von Zeit und Raum. Mit der Kraft neuer, echter und erfüllter Symbole läßt sich das Weltgeschehen auf mehrere Akte oder Bilder zusammendrängen.

Was erreicht der Dichter mit dieser Form?

Da er Fragen hat, weil er Aufgaben stellt, erreicht er, daß das Publikum, das gerade eben in sorglosem Beteiligtsein und im Gefühl, einen angenehmen, fast heiteren Theaterabend zu verbringen mit Lachen und Weinen, ein wenig komisch und ein wenig traurig war – erreicht er, daß dieses Publikum plötzlich aufhorcht und vom Ernst der Bühnensituation mit dem Ernst der eigenen Situation konfrontiert wird. Im letzten Akt ist

eine Szene, in der Kain gegen den Vater aufsteht. Er will den Krieg weiterführen. Er hat nichts anderes gelernt. Er verwechselt seine Freiheit mit seinem Egoismus und es kommt zu einer Szene, in der der Sohn dem Vater an die Gurgel geht. Mitten im Höhepunkt dieser gefährlichen Szene unterbricht der Schauspieler und entschuldigt sich, daß er diese Szene eben so real gespielt habe. Das Stück schlägt um. Das mitgerissene Publikum wird plötzlich aus der Stimmung, in die es kommen könnte, herausgerissen und es wird ihm gesagt: „Hier spielen Menschen Theater. Aber so wird in und mit der Welt gespielt“. Durch die Auflösung der Situation wird diese noch glaubhafter. Denn daß plötzlich die Bühnenrealität in die außertheatralische Realität umschlägt, ist kein spielerisches Element. Es ist auch mehr als ein symbolisches. Es zeigt den Kampf des ideologisch Besessenen, der im Augenblick seiner Besessenheit ein Spieler seines Selbst ist, der sich und uns nicht seine Menschheit, wie Schiller sagen würde, zeigt, sondern eine Rolle, die er im Auftrag der Ideologie übernommen hat. Die Szene sagt uns: Befreie diesen Menschen von seinem Krampf, erkenne die Ursache und denke daran, daß es Dir und Deinen Nachbarn passieren kann.

Jetzt drängt es uns aber, in diesem Zusammenhang von dem deutschsprachigen Dichter *Bert Brecht* zu sprechen, dessen Dramatik zu pflegen, wir für besonders wichtig halten.

Mit der Nennung des Namens schon verbindet sich eine neue Theorie und Praxis des Theaters, nämlich die des „epischen Theaters“.

Was Wilder meint, Sartre uns innerhalb der französischen Tradition sagt, Claudels Katholizität ausdrückt, Steinbeck rein dramatisch formuliert, Giraudoux mit großer und fundierter Theatralik dialogisiert, hier ist es mit weltanschaulich anderen und eindeutigeren Inhalten theoretisch expliziert. Das epische Theater ist zunächst der Gegensatz zur dramatischen Form des Theaters. Im Drama ist die Handlung als Ablauf schwer diskutierbar. Sie muß als solche hingenommen werden. Im epischen Theater wird der Inhalt, d. h. soweit eine Handlung da ist, verselbständigt – durch die Aufgabe jeder Illusion – zugunsten ihrer Diskutierbarkeit. Dadurch, daß der Zuschauer, statt erleben zu dürfen, sozusagen abstimmen muß, statt sich hineinzusetzen und dem Ablauf der Handlung zu folgen, sich mit ihr auseinandersetzen soll, dadurch ist eine Umwandlung angebahnt, die, über das Formale hinausgehend, die gesellschaftliche Funktion des Theaters als solche überhaupt erst zu erfassen beginnt. Das heißt, *das epische Theater ist Diskussionstheater par excellence*. Jede Szene hat die Aufgabe, das stauende Fragen hervorzurufen. Für die Erkenntnis des so und nicht anders Handelns oder Sprechens werden Hilfsmittel eingeführt, die als Kommentare in Form von Songs oder Sentenzen erklären und zusammenfassen, was die Fabel lehrt. Mit diesen Songs oder Sentenzen wird die Handlung unterbrochen, und außer dem Erklären ist ihnen noch die Funktion gegeben, die Einfühlungsbereitschaft des Publikums zu unterbrechen und Raum zu schaffen für eine erkennende Stellungnahme. Brecht

hat selber ein Schema aufgestellt, und wenn dieses Schema wie alle Schemata überspitzt formuliert ist und auch von Brecht nicht ganz eingehalten wurde, so macht es doch die Form des epischen Theaters deutlich:

Die dramatische Form des Theaters ist handelnd, die epische Form des Theaters erzählend. Die dramatische verwickelt den Zuschauer in eine Bühnenaktion, die epische macht den Zuschauer zum Betrachter. Die dramatische verbraucht seine Aktivität, die epische weckt seine Aktivität. Die dramatische Form ermöglicht ihm Gefühle, die epische Form erzwingt von ihm Entscheidungen. Die dramatische Form des Theaters ist suggestiv, die epische Form argumentierend. Die dramatische Form setzt den Menschen als bekannt voraus, in der epischen Form ist der Mensch Gegenstand der Untersuchung. In der dramatischen Form des Theaters geht die Spannung des Zuschauers auf den Ausgang, in der epischen Form die Spannung auf den Gang. In der dramatischen Form des Theaters bestimmt das Denken das Sein, in der epischen Form das gesellschaftliche Sein das Denken. Die dramatische Form des Theaters will das Gefühl ansprechen, die epische Form des Theaters die Ratio. In der dramatischen Form des Theaters steht der unveränderliche Mensch, in der epischen Form der veränderliche und verändernde Mensch.

Nehmen wir von Brechts Stücken das letzte der uns bekannten Dramen, „Galileo Galilei“, heraus. Der Inhalt dieses Stückes ist die Geschichte des Forschers Galilei, sein Kampf um die von ihm erkannte Wahrheit. Die These des Stückes ist der Glaube an die Vernunft und an den endlichen Sieg der Vernunft.

Galilei: Sieh her, Sagredo! Ich glaube an den Menschen, und das heißt, ich glaube an seine Vernunft! Ohne diesen Glauben würde ich nicht die Kraft haben, am Morgen aus meinem Bett aufzustehen.

Sagredo: Dann will ich dir etwas sagen: Ich glaube nicht an sie. Vierzig Jahre unter den Menschen haben mich ständig gelehrt, daß sie der Vernunft nicht zugänglich sind. Zeige ihnen einen roten Kometenschweif, jage ihnen eine dumpfe Angst ein, und sie werden aus ihren Häusern laufen und sich die Beine brechen. Aber sage ihnen einen vernünftigen Satz und beweise ihn mit sieben Gründen und sie werden dich einfach auslachen.

Galilei: Das ist ganz falsch und eine Verleumdung. Nur die Toten lassen sich nicht mehr von Gründen bewegen!

Sagredo: Wie kannst du ihre erbärmliche Schlaueit mit Vernunft verwechseln?

Galilei: Ich rede nicht von ihrer Schlaueit. Ich weiß, sie nennen den Esel ein Pferd, wenn sie ihn verkaufen, und das Pferd einen Esel, wenn sie es einkaufen wollen. Das ist ihre Schlaueit. Aber ich glaube auch an ihre Vernunft. Die Alte, die am Abend vor der Reise dem Maulesel ein Extrabüschel Heu vorlegt, der Schiffer, der beim Einkauf der Vorräte des

Sturms und der Windstille gedenkt, das Kind, das die Mütze aufstülpt, wenn ihm bewiesen wurde, daß es regnen kann, sie alle sind meine Hoffnung, sie alle lassen Gründe gelten. Ja, ich glaube an die sanfte Gewalt der Vernunft über die Menschen. Sie können ihr auf Dauer nicht widerstehen. Kein Mensch kann lange zusehen, wie ich einen Stein fallen lasse und dazu sage: er fällt nicht. Dazu ist kein Mensch imstande. Die Verführung, die von einem Beweise ausgeht, ist so groß. Ihr erliegen die meisten, auf die Dauer alle.

Das ist der Kampf eines Denkers um die von ihm erkannte Wahrheit. Es ist die Zeit der ersten Blüte der Naturwissenschaften, in der das Stück spielt, und in ihr erwächst gerade jene Haltung, die die Galileis symbolfähig macht. Galilei hält nicht stand, er widerruft. Aber so groß ist die Intensität des Erkennens in ihm, daß das Erkannte weiterlebt, sich weiter entwickelt. Die Tragödie des Denkers wird nicht zur Tragödie des Gedachten, der Zusammenbruch des Denkers nicht der Zusammenbruch seiner Anschauung. Der Tod des Schöpfers wird zum Leben der Geschöpfe. Vielleicht wollen Sie hier einwenden, das ist ja nichts als Aufklärung. Nun, haben wir keine Angst vor Vokabeln. Darf ich Sie an den geschichtlichen Sinn dieses so gefälschten und mißachteten Wortes erinnern? Man sieht in der Aufklärung fast nur noch eine Welt kleiner rationalistischer Dunkelmänner und törichter Begriffsfanatiker, die die Menschheit um ihre seelische Nahrung betrogen haben. Dabei liegt ihr ein klarer und notwendiger Entschluß zugrunde. Der Entschluß nämlich, die geistige Revolution, die mit der europäischen Renaissance begonnen hat, zu Ende zu führen. Der Glaube an die Macht des Gedankens, der keine nachträgliche und bloß nachbildende Leistung hat, sondern der die Kraft hat und dem die Aufgabe zusteht, das Leben zu gestalten. Die Vernunft, die nicht nur gliedern und sichten soll, sondern die Ordnung, die sie als notwendig begreift, verwirklichen.

Noch ein anderes zeigt das Stück Brechts, wie schwierig nämlich in gewissen Zeitläufen die Aussage dessen ist, was man als das Wahre erkannt zu haben glaubt. Immer wieder fährt die Welt fest in einem Dogma, in welchem der Abschluß einer Entwicklung sanktioniert ist. Jahrhunderte dürfen dann dieses Dogma nur noch auslegen, nur sagen, was längst gesagt war, ob das nun Kirche, Talmud, Koran, Kantianismus oder sonstwie heißt. Dagegen sind immer wieder Menschen aufgestanden, die glauben, daß diese Festlegung den unendlichen Möglichkeiten des menschlichen Geistes nicht entspricht. Und immer

waren andere da, die das einmal Gefundene als endgültig und abschließend verteidigten. Aus dieser Spannung hat sich vielleicht ein Teil der Geistesgeschichte entwickelt. Hört diese Spannung auf, hört der geistige Kampf auf. Wenn die Sache des Dogmas zu gewaltig und die Gewalt zu mächtig ist, tritt die Friedhofsstille ein, die wir alle fürchten. Das gehört zur immanenten Dialektik der Geschichte, aus der die Toten sehr lebendig reden. Und das beweist Brecht mit seinem Stück.

Das alles wird nun vorgetragen und ist so gebaut, daß das Publikum in jedem Augenblick in die Diskussion um das, was auf der Bühne gesagt wird, eingreifen kann. Dieses Stück ist ein Troststück der Vernunft, und dieser Trost ist wichtiger als die von ganz wenigen gekannte vielfältige Problematik der astronomischen Wissenschaft, die uns vorgeführt wird. Es geht uns ja nicht um die Phasen der Venus, sondern um unsere Existenz und die unserer Mitmenschen.

Wie ist nun eine Figur wie Brecht zu verstehen? Brecht ist eine typisch deutsche Figur, und das epische Theater konnte nur dort in dem Vornazi-Deutschland entstehen. Gerade Deutschland hatte eine Hochblüte des repräsentativ-bürgerlichen Theaters, eines Theaters des Genusses und der Schau. Und gerade hier mußte man den Zuschauer, wenn man ihm etwas sagen wollte, hart anpacken, ihn desillusionieren, ihm beweisen, daß er in einer Welt voller Widersprüche lebt. Das ging nicht durch die Wiedergabe von Tatsachen, wie wir es am klarsten und reinsten bei Steinbeck haben, das ging nur durch das Einhämmern und Immer-wieder-Sagen von Einsichten und Aussichten.

Aus diesen Analysen einiger Stücke, bei denen wir uns bewußt sind, daß O'Neill und Steinbeck, Elliot und Claudel fehlen, lassen sich folgende Gemeinsamkeiten erkennen. Einmal materiale: In allen diesen Dramen steht das auszusagende Ethos, die religiöse oder politische Forderung, ein Gedachtes, das enthält, was heute aus dem Menschen und aus der Welt zu machen sei, im Vordergrund. Politische Forderungen bei Brecht und Steinbeck, religiöse bei Claudel, ethische bei Wilder oder Erweiterung der Erkenntnis der politischen und geistigen Existenz der Menschen bei Sartre. Es ist ein Verlassen der alten Raum- und Zeitbegriffe. Zugleich sind sie echter Spiegel der chaotischen Zeit, die aus der Ordnung gekommen ist. Alle ihre Formalia haben nur funktionelle Bedeutung und sind nicht im l'art pour l'art stecken geblieben. Ihr Anliegen ist immer: aufmerken zu lassen, zum Nachdenken zu zwingen, die Bereitschaft des Publikums zum Einfühlen, zum Mitgehen zu unterbrechen, um ein Denken zu provozieren. Ihre Funktion ist, das Publikum aktiv zu machen. Das Theater wird Forum. Es drängt sich in die Diskussion. Es ist nicht mehr Vergnügsstätte, sondern geistige, kulturelle Institution.

Hans Thirring

DER FRIEDENSGEDANKE VOM STANDPUNKT DES NATURFORSCHERS

10. 5. 1946

Alle Gründe, die von den Gegnern des Pazifismus als Argumente für die Naturnotwendigkeit des Krieges angeführt werden können, lassen sich bei kritischer Überlegung entkräften. Man hat wirtschaftliche, politische, historische und psychologische Argumente für die Notwendigkeit und für die Unvermeidbarkeit der Kriege ins Treffen geführt.

A. Das *wirtschaftliche* Argument: „Die Erdoberfläche und ihr Ertrag sind fix vorgegebene Größen, die menschliche Bevölkerung ist dagegen in ständigem Zunehmen begriffen. Deswegen müssen sich die Völker ihren Lebensraum erkämpfen und deswegen müssen die Nationen, die Lebenswillen haben, stark, wehrhaft und gerüstet sein, um sich behaupten zu können, während die schwachen Nationen zum Untergang verurteilt sind.“

Nun ist es richtig, daß das Zahlenwachstum der Menschheit nicht in dem gleichen Tempo wie in den letzten beiden Jahrhunderten in infinitum weitergehen könnte, ohne daß Not an Nahrungsmitteln einträte. Aber so weit läßt sich der Bodenertrag der Erde durch rationelle Ausnützung mit Hilfe moderner Technik schon steigern, daß etwa für das nächste halbe Jahrhundert ausreichende Nahrung auch bei weiterem Anstieg der Bevölkerungsziffer der Menschheit gesichert werden könnte. Und innerhalb dieses halben Jahrhunderts wird ein Wandel der Weltanschauung der zivilisierten Völker eintreten, der dazu führen wird, daß man das veraltete und barbarische Mittel des Krieges zum alten Eisen wirft und das Gleichgewicht zwischen den Völkern und ihrem sogenannten Lebensraum durch Vernunft und Planung aufrecht erhält.

1. Der Begriff der Nation, der in der Gegenwart zu einer ganz unnatürlichen Wichtigkeit aufgeblasen worden ist, wird wieder auf seine natürliche Bedeutung zurückgeschraubt werden. Die Menschen werden nach dem Taumel dieses Krieges wieder zu einer Ernüchterung kommen und einsehen lernen, daß es sich hier um eine überwertige Idee handelt.

2. Der Begriff des sogenannten „Lebensraumes“ wird durch vernünftig ausgebaute, internationale Handelsbeziehungen zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinken. Ein gesunder Handelsverkehr macht jede Autarkie überflüssig und der Wohlstand eines Volkes hängt gar nicht vom Verhältnis zwischen Bodenfläche und Einwohnerzahl ab, sondern von seiner Produktionskraft, mit der es jene Güter schafft, gegen die es alle für den Eigenbedarf erforderlichen Artikel erwerben kann.

Damit sich dieses natürliche Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsum, zwischen Arbeitsleistung und Verbrauch ungehemmt einstellen kann, ist es allerdings

erforderlich, daß die Grenzen zwischen den Staaten ihren verkehrs- und handelshemmenden Charakter einbüßen.

3. Die Entthronung der Nation von jenem Götzenaltar, auf den ihre Tempeldiener sie heute gesetzt haben, wird auch zur Folge haben, daß man die Forderung nach fortgesetztem Wachstum des Volkes fallen läßt.

B. Ein Argument *politischer* Natur lautet so: „Es wird nie jemand gutwillig auf ein Recht oder ein Interesse verzichten. Deswegen brauchen wir die Gewalt, um Interessengegensätze zwischen den Völkern schlicht zu können.“

Darauf ist folgendes zu erwidern: aus der psychologischen Tatsache allein, daß niemand freiwillig auf etwas verzichtet, kommen noch keine Kriege zustande. Dazu ist vielmehr noch etwas anderes notwendig, und dieses andere und nicht etwa die erwähnte psychologische Grundtatsache muß aus der Welt geschaffen werden. Dieses andere ist der Umstand, daß es auf Grund eines uralten Mißbrauches gelingt, dem Volke eingebilddete Interessen einer eingebilddeten Überperson (der Nation, des Staates oder einer Dynastie) als vitale Interessen der Einzelperson vorzuspiegeln und ihm diese Interessen oder Rechte so groß und wichtig erscheinen zu lassen, daß es sich gutwillig auf die Schlachtbank führen läßt.

C. Das *historische* Argument lautet schlicht und einfach: „Es hat von jeher immer Kriege gegeben und deswegen muß es auch in aller Zukunft immer wieder Kriege geben.“

INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST

Wien I, Schubertiring 3, Telefon U 125 95

Programm für Mai 1946

im Großen Saal des Ingenieur- und Architektenvereines,
Wien I, Eschenbachgasse 9:

Freitag, den 3. Mai 1946, um 18.00 Uhr, Prof. Herbert Boeckl,
Rektor der Akademie der bildenden Künste:

Neue Formen der bildenden Kunst.

Freitag, den 10. Mai 1946, um 18.00 Uhr, gemeinsame Veranstaltung mit der Liga für Menschenrechte,
Univ.-Prof. Dr. Hans Thirring:

Der Friedensgedanke vom Standpunkt des Naturforschers.

Freitag, den 17. Mai 1946, um 18.00 Uhr, Dr. Otto Brechler,
Dir. der Handschriftensammlung d. Nationalbibliothek:

Das Denken im Dichten.

Freitag, den 24. Mai 1946, um 18.00 Uhr, Bundesminister für soziale Verwaltung Karl Maisel:

Staat und Gewerkschaft.

Freitag, den 31. Mai 1946, 18.00 Uhr, Dr. Benno Fleischmann,
Kustos der „Albertina“:

Die Lage des geistigen Theaters in der Gegenwart.

Dieses Argument ist nun keineswegs logisch zwingend. Wenn irgendeine menschliche Unvollkommenheit seit Beginn der Geschichte bestanden hat, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß sie in aller Zukunft weiterbestehen muß. Man hätte doch vor nicht allzu langer Zeit mit gleichem Recht auch sagen können: „Der Mensch ist kein Vogel, er hat sich seit jeher immer nur auf der Erdoberfläche fortbewegen können und wird sich auch künftig nur auf der Erde oder auf dem Wasser weiterbewegen können.“

D. Ein Argument *psychologischer* Natur lautet so: „Kampf ist das ewige Gebot der Natur; der Kampf liegt in der Natur des Menschen und es würde zu einer Verflachung des Lebens führen, wollte man den Kampfgeist unterbinden.“

Dieses Argument hatte vielleicht in der ganzen Vorzeit einen Sinn, als Kämpfer und unmittelbare Streitpartei noch in einer Person vereint waren, es trifft aber auf den modernen Krieg keineswegs mehr zu. Denn was hat schon die Kampfeslust des einzelnen mit dem übergigantischen Großbetrieb einer modernen Kriegsmaschinerie zu tun? Die in den vordersten Reihen Kämpfenden handeln, ob sie nun wollen oder nicht, als bloße Werkzeuge ihrer Befehlshaber; bei aller Todesgefahr und bei allem Heldenmut im Hinnehmen schwerster Leiden spielen sie deswegen vom Standpunkt der Handlung aus eine mehr passive als aktive Rolle. Und die aktiv Handelnden selbst, die Anstifter des Ganzen, beteiligen sich am Kampf gar nicht persönlich, sondern sitzen in gehörigem Abstand von der vordersten Linie in wohlgeschützten Stellungen.

E. Ein *weiteres psychologisches* Argument lautet so: „Kriege sind darum unvermeidlich, weil immer wieder Cäsarenaturen auftauchen, die, von einem unstillbaren Machthunger getrieben, imstande sind, ihr Volk in den Strudel eines Krieges hineinzureißen.“

Was hier über das Auftauchen und das Wirken machthungriger Friedensstörer gesagt wurde, trifft zwar für die ganze Geschichte bis in die allerjüngste Vergangenheit zu, muß aber keineswegs auch für die Zukunft Gültigkeit haben. Denn es handelt sich bei dieser Tatsache gar nicht um eine Erscheinung, die sich mit zwingender Notwendigkeit aus den Gesetzen der menschlichen Natur ergibt, sondern vielmehr um ein Phänomen, das eine verblendete und von ihren Historikern schlecht beratene Kulturwelt aus eigener Schuld verursacht hat. Das Streben nach weltweiter politischer Macht gehört nämlich keineswegs zu den natürlichen Elementartrieben des Menschen, sondern ist lediglich das Produkt einer verfehlten Erziehung und einer durchaus falschen Bewertung der einzelnen menschlichen Interessen.

Die bürgerliche sogenannte gebildete Klasse der meisten zivilisierten Nationen und namentlich jene Deutschlands ist durch die in jahrhundertalter Tradition erstarrte humanistische Bildung preußisch-militaristischer Prägung im Glauben an Ideale erzogen worden, die gänzlich veraltet und deplaciert sind, in unser Zeitalter gar nicht mehr hineinpassen, dem Beispiel der Antike folgend, im Geschichtsunterricht aber noch

immer glorifiziert werden.

Einem solchen Geschichtsunterricht verdankt man den Aberglauben von der Unvermeidbarkeit der Kriege, und mit dem Festhalten an diesem Aberglauben hat sich unsere bürgerliche Gesellschaft selbst das Grab geschaufelt. Sie ist wie mit Scheuklappen behaftet an den sozialen Mißständen und Ungerechtigkeiten vorübergegangen und hat von der Kraft und von dem Recht eines erwachenden internationalen Proletariats keine Kenntnis genommen. Statt mit der gemäßigten Richtung der Arbeiterklasse einen vernünftigen und gerechten Vergleich anzustreben, hatte sie nur Haß und Verachtung gegenüber dem internationalen Sozialismus; an Stelle einer zwischenstaatlichen Interessensregelung nach den Grundsätzen des privaten Rechtsverkehrs taumelte sie weiter in Kriege und verschärfte durch die riesigen, unproduktiven Rüstungsausgaben die soziale Not noch weiter. Diejenigen, die sich über das dauernde Vordringen des Marxismus beschwerten, sollten sich darüber klar sein, daß die großen sozialen Revolutionen der Gegenwart immer erst durch mutwillig vom Zaune gebrochene Kriege angefacht worden sind. Was in Mitteleuropa nach dem Ersten Weltkrieg noch an Bürgertum übrig blieb, verschrieb sich im Laufe der beiden nächsten Jahrzehnte größtenteils dem kriegerischen Faschismus und taumelte mit ihm in diesen zweiten viel fürchterlicheren Weltkrieg, der, wie man eben sieht, im Begriffe ist, der bürgerlichen Klasse endgültig den Garaus zu machen. Das Schicksal, das diese Klasse erlitten hat, ist hart und grausam, aber leider nicht ganz unverdient.

Die Wiedergeburt eines gebildeten Mittelstandes kann nur mit einer gleichzeitigen Geisteserneuerung erfolgen. Zu dieser Geisteserneuerung wird nun neben dem nötigen Verständnis für soziale Gerechtigkeit auch die Erkenntnis gehören, daß nur jene Leute es verdienen, große Männer genannt zu werden, die wirklich dauerhafte Spuren in der Entwicklung der Menschheit hinterlassen haben.

Schon nach wenigen zehntausend Jahren, also in einem bloß ein bißchen reiferen Kindesalter der Menschheit, wird man den welthistorischen Ereignissen unserer Jahrhunderte keine größere Bedeutung beilegen, als wir es etwa dem Trojanischen Kriege oder den politischen Zwistigkeiten der Babylonier und Assyrer gegenüber tun, die uns ja zeitlich noch viel näher stehen.

Und doch wird in einer bestimmten Hinsicht unser Zeitalter in weiterem Sinne, nämlich die zweite Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrtausends, auch in den Augen einer ganz späten, viel reiferen Nachwelt eine besondere Rolle spielen, die es vor allen vorhergehenden Kulturepochen der Menschheit auszeichnen wird. Denn bald nach Beginn der Renaissance setzt mit Kopernikus, Galilei, Kepler, Newton und anderen jene Epoche ein, in der die Menschen beginnen, die Natur mit offenen Augen zu betrachten und ihre Phänomene denkend und rechnend allmählich zu verstehen. Hier beginnt jene Zeit, da die Naturkräfte nicht mehr mit dem Walten von Dämonen, die Sterne nicht mehr mit den Geistern abgeschiedener Helden in Verbindung gebracht werden; an Stelle von Aberglauben und ober-

flächlicher Betrachtungsweise tritt die nüchterne und dabei gewissenhafte Analyse und der erfolgreich begonnene Versuch, dem Mechanismus der Naturvorgänge auf den Grund zu gehen. Wie Hand in Hand damit allmählich ein Verständnis für die organische Natur, für die biologischen und physiologischen Vorgänge aufdämmerte, und wie weiters die Naturwissenschaft in Gestalt der Technik zu einer immer weitergehenden Beherrschung und Ausnützung der Naturkräfte führte und damit schon dem äußeren Bilde des Alltagslebens ein ganz neues Gepräge gegeben hat, ist so evident, daß ich darauf gar nicht näher einzugehen brauche. Was wir uns hier vor Augen halten sollten, ist nur dies eine:

Die Kulturen vergangener Epochen haben immer wieder Aufstiege und Niedergang gezeigt. Religionen und Staatengebilde, Künste und Fähigkeiten, die bei einzelnen Völkern hoch entwickelt waren, sind wieder verkümmert und in Vergessenheit geraten. Dasjenige aber, was Galilei, Newton und eine Reihe anderer großer Forscher nach ihnen geschaffen haben, ist so sehr Gemeingut der ganzen Menschheit geworden, daß es nie wieder in Vergessenheit geraten kann. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse werden von allen Kulturnationen der Erde als wirksamste Waffe im Kampf ums Dasein wie ein kostbarer Schatz gehütet und weitergepflegt. An Stelle der wellenförmigen Entwicklung tritt eben jetzt in den Jahrhunderten, die ein Dutzend Generationen vor und nach uns erleben, ein gradliniges Fortschreiten auf der Bahn naturwissenschaftlichen Denkens, die durch eine unerhörte Anspannung des Abstraktionsvermögens des menschlichen Geistes gekennzeichnet ist.

Dies ist nun der Grund, warum gerade die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung auch unserer Nachwelt in größerem Maßstab Interesse bieten kann. Wenn die Historiker des Jahres 100.000 eine kritische Untersuchung darüber anstellen werden, welche geistigen Leistungen unserer urzeitlichen Epoche die Kultur der Nachwelt maßgebend beeinflußt haben, werden sie nicht die Feldherren, Politiker und Staatenlenker unseres Jahrtausends erwähnenswert finden – vielleicht auch nicht die Dichter und Philosophen – sondern vielmehr jene Männer, die der Menschheit die Augen geöffnet haben, mit denen sie einen Einblick in den Makrokosmos, den Mikrokosmos und vielleicht auch in die Geheimnisse des organischen Lebens gewinnen konnte.

Lassen wir diese Erkenntnis einmal Allgemeingut

einer wirklich gebildeten Menschheit werden, veranlassen wir eine vernünftige Geschichtsschreibung dazu, die großen Menschenschlächter nicht mehr zu glorifizieren, sondern so zu ächten, wie es ihnen gebührt. Dann wird jener ganz unnatürliche Anreiz für tatendurstige Männer wegfallen, ein Leben härtesten Kampfes für kriegerische Ziele zu führen, für die weder im Diesseits noch im Jenseits, noch im Andenken der Nachwelt irgendein Lohn winkt.

Hier also, in der weltanschaulichen Erziehung und im Geschichtsunterricht, haben wir einzugreifen, um zu verhindern, daß der Tatendrang fähiger und energischer Menschen in Bahnen gelenkt wird, auf denen er nur Unheil stiften kann. Daß die Menschen es sich überhaupt angewöhnen konnten, ihre eigenen Menschenschlächter und Peiniger zu verherrlichen, mag zum Teil darin liegen, daß die Geschichtsschreibung sich leider in vielen Fällen als feile Dirne den Interessen des jeweiligen Herrschers oder Herrscherhauses oder der herrschenden Klasse verkaufte und das Loblied der angeblich Großen sang, weil diese Großen die Macht und die Mittel hatten, um sich Skribenten und Historienbücher dienstbar zu machen.

Um Mißbrauch vorzubeugen, sei hiermit ausdrücklich gesagt, daß damit gar nicht der Sinn für Heldentum und Idealismus überhaupt unterdrückt werden soll.

Dagegen ist zu sagen, daß gerade in den faschistischen Staaten und in der Gegenwart viel mehr Tapferkeit und namentlich mehr Zivilcourage dazu gehörte, ein aufrichtiger Pazifist zu sein, als einfach mit den Wölfen zu heulen und in den Chor der Kriegshetzer einzustimmen.

Also: Pazifismus ist nicht feige Schwäche oder müde Resignation, sondern aus besserer Einsicht gewonnene Verneinung eingebildeter Werte und der Wille, in der ganzen Menschheit ein Rechtsbewußtsein erwecken zu lassen, derart, daß kollektive Konflikte gerade so wie private auf dem Rechtswege geschlichtet werden können. Bei der Gegenüberstellung von Soldatengeist und Pazifismus haben wir es deswegen nicht mit dem Gegensatz Heldentum – Feigheit oder Idealismus – Materialismus zu tun, sondern vielmehr mit dem Gegensatz zwischen Fanatismus und Vernunft, zwischen blinder Leidenschaft und weitblickender Einsicht. Was wir wollen ist ein Heldentum, das nicht von vornherein falsch gelenkt ist und dadurch zu Massenkatastrophen führt, sondern ein auf wahre Ziele und echte Ideale gelenktes Heldentum.

Bericht über die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft „Ökologie der Gewässer Wiens“ im Arbeitsjahr 1956

(Im Rahmen der Forschungsgemeinschaft „Die Großstadt Wien als Lebensstätte der Wiener“ im
Institut für Wissenschaft und Kunst)

Während der Abwesenheit von Frau Univ.-Doz. Ass. Dr. Gertrud Pleskot wurde die Arbeitsgemein-
schaft von Dr. Ferdinand Starmühlner geleitet (1. Jänner 1956 bis 31. Dezember 1956)

Im vergangenen Arbeitsjahr wurden die bereits 1954 begonnenen Arbeiten an der Schwechat intensiv fortgesetzt. Der Plan dieser groß angelegten Untersuchung eines Wiener Bachsystems sieht eine möglichst genaue Erforschung dieses größten Baches der Wiener Umgebung von der Quelle bis zur Mündung vor. In den ersten beiden Jahren wurden die 23 Probenpunkte zwischen Schöpfpl (Quelle), Klausen-Leopoldsdorf, Alland, Mayerling, Helenental, Baden, Traiskirchen, Guntramsdorf, Achau, Maria-Lanzendorf, Schwechat, Kaiser-Ebersdorf und Mannswörth (Mündung) festgelegt und eine möglichst genaue qualitative Aufsammlung an Tieren und Pflanzen durchgeführt, um die Bestände an lebenden Organismen zu erfassen und ihre Verteilung zu erforschen. Dabei wurden vor allem auch die Umweltfaktoren genau untersucht, um ihre Beeinflussung der Lebewelt festzustellen, wie Temperatur, Chemismus, Strömungsverhältnisse, Verunreinigung und anderes mehr.

Im Arbeitsjahr 1956 wurde diese Sammelarbeit und Feldbeobachtung zum Abschluß gebracht. 1957 wurde an einigen Probenpunkten mit Hilfe eines von uns entwickelten Sammelgerätes die quantitative Aufsammlung der Fauna durchgeführt. Es wurde dabei die Fauna von jeweils $1/16 \text{ m}^2$ möglichst genau aufgesammelt, aussortiert, bestimmt und gezählt. So bekommt man eine Uebersicht über die zahlenmäßige Verteilung der einzelnen Tierformen, kann Leitformen für bestimmte Wasserzustände herausfinden und durch Vergleiche die charakteristischen Lebensgemeinschaften für die verschiedenen Bachabschnitte herausfinden.

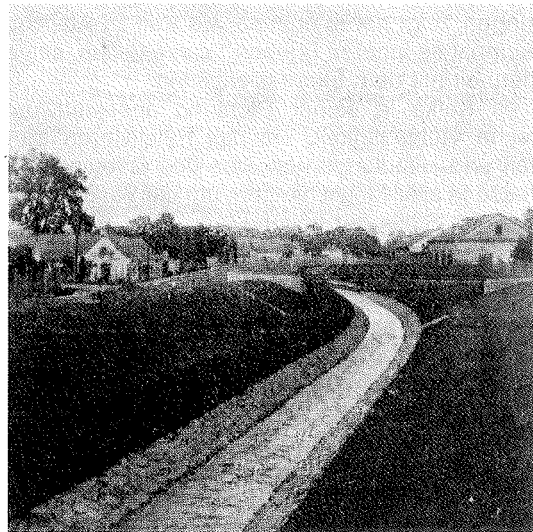
Für diese Sammelarbeiten wurden fast wöchentlich Ausfahrten mit einem Roller den ganzen Bach entlang durchgeführt (insgesamt fast 50 Fahrten) und dabei gegen 2000 km zurückgelegt. An den verschiedenen Probenorten wurden an die 500 Proben entnommen, konserviert und ausgezählt. Für diese sehr zeitraubenden und nur von einem Fachzoologen durchführbaren Arbeiten — Auszählen und gruppenmäßiges Sortieren der mikroskopisch kleinen Tierformen — wurde von April bis August Frau Dr. Käthe Kreith ganztägig im 1. Zoologischen Institut beschäftigt. Frau Dr. Kreith fuhr in dieser Zeit auch jedesmal bei den Sammelausfahrten mit und machte an Ort und Stelle mit dem von uns eingerichteten und bereits bei vielen Expeditionen bewährten tragbaren chemischen Feldlabor Untersuchungen über den Chemismus des Bachwassers. Vor allem wurde in kurzen Zeitabständen der Gehalt an Sauerstoff gemessen, die Wasserstoffionenkonzentration und das Säurebindungsvermögen bestimmt. Daneben wurden selbstverständlich auch immer wieder Temperaturmessungen durchgeführt, so daß wir jetzt über die Schwechat bereits mehrjährige Temperaturkurven besitzen.

Nach der Trennung der quantitativ aufgesammelten Tierarten wurden dieselben an die Fachwissenschaftler des In- und Auslandes verteilt, die derzeit die Tiere genau determinieren. Nach Einlangen der genauen Artenlisten wird das gesamte, seit drei Jahren aufgesammelte Material mit den Beobachtungen

und Bestimmungen durchgearbeitet und zu einer Monographie zusammengefaßt. Es ist vorgesehen, das druckreife Manuskript bis zum Herbst dieses Jahres zum Abschluß zu bringen, um im nächsten Jahr wieder als Sonderheft von „Wetter und Leben“ eine eigene Publikation zu veröffentlichen, die im Jahre 1959 dem zum ersten Male in Wien stattfindenden Internationalen Limnologenkongreß vorgelegt wird.

Im Zusammenhang mit diesen Untersuchungen, die hauptsächlich von F. Starmühlner, E. Pomeisl, H. Struhal, K. Kreith und E. Fetzmann durchgeführt wurden, hat Dr. Oberzill vom Hygienischen Institut der Universität Wien begonnen, die Bakterienflora und den genauen Chemismus des Schwebstoffflusses von der Quelle bis zur Mündung zu untersuchen. Für diese Untersuchungen, die vor allem von großer hygienischer Bedeutung für die Stadtrand siedlungen sind, wurde aus den Mitteln der Arbeitsgemeinschaft ein größerer Betrag für notwendige Kulturen und Apparate zur Verfügung gestellt.

Ein neues, sehr wichtiges Arbeitsgebiet, das im vergangenen Sommer von F. Starmühlner begonnen wurde, ist die Farbbilddokumentation an den Wiener Bächen. Durch die fortschreitende Industrialisierung und Siedlungstätigkeit werden die natürlichen Bachläufe und ihre Lebewelt im und am Wasser immer mehr zerstört und verändert. Durch die leider sehr unbiologisch und landschaftsverunstaltend durchgeführten Regulierungsarbeiten an Wiener Stadtrandbächen (z. B. Liesing) wurde das natürliche Landschaftsbild vollständig zerstört. So



hat es sich die Arbeitsgemeinschaft zur Aufgabe gestellt, die heute noch erhaltenen, natürlichen Wienerwaldbäche an ihren charakteristischen Stellen im Farbbild dokumentarisch festzuhalten. Es ist daran gedacht, diese Farbbilder auch einer breiteren Öffentlichkeit — in aufklärendem Sinne — vorzulegen, um den Naturschutz- und Landschaftsschutzgedanken in der Wiener Bevölkerung mehr zu popularisieren.

Dr. Ferdinand Starmühlner (1. Zoologisches Institut der Universität Wien)

Josef Strelka

FRANZ KAFKA

8. 1. 1957

Einer alten Behauptung der Stilistik zufolge führt die Beibehaltung und gleichsame Dehnung einer Metapher, eines bildhaften Ausdrucks zu einer Erzählung zur Form des Gleichnisses, der Parabel. Sieht man von den vielfältigen bestimmten philosophischen, religiösen und weltanschaulichen Deutungen ab, so finden wir im Werk Franz Kafkas vielfach eine solche Beibehaltung eines bildhaften Ausdrucks als durchgehende Grundvorstellung nicht nur durch kleine Erzählungen, sondern durch ganze Romane hindurch: wenn er in seinen Romanen je den ganzen Umkreis eines menschlichen Daseins zu umfassen versucht, dann einmal unter der bildhaften Vorstellung des Prozesses, den ein Prokurist einem Gericht gegenüber führt, einmal unter jener des Kampfes, den ein Landvermesser gegen eine Schloßverwaltung zu führen hat, und einmal unter jener des Kampfes, den ein junger Mann gegen die ihn bedrängende Vielfalt und Wirrnis einer „amerikanisch“ fremden Welt führen muß.

So sind die verschiedensten Deutungen nebeneinander möglich, welche der allgemeinen Parabel einen bestimmten Sinn unterschieben, wengleich einzig richtig die Parabel selbst in ihrer gleichnishaften Vieldeutigkeit ist. Die überragende Bedeutung bildhafter Vorstellungen zeigt dabei ebenso wie Kafkas Absicht, sein „traumhaftes inneres Erleben“ darzustellen, seine Verbundenheit mit dem Expressionismus.

Ging es Kafka in seiner Dichtung aber nur um parabolische Vieldeutigkeit, um das Relativieren aller Einsichten und Handlungen im Sinn des Offenlassens bzw. Erfassens aller Möglichkeiten: um die Verkündung des Rätsels an Stelle der Lösung?

Fast alle Dichtungen Kafkas kennzeichnet eine seltsame Zweiteilung in der Darstellung seiner Menschen: einem Haupthelden, dem sich das Geschehen und die Umwelt ebenso verräteln wie dem Leser, stehen alle übrigen Personen gegenüber, die alle geschilderten Paradoxien, Widersprüche, Sinnlosigkeiten als durchaus normal empfinden. Der Dichter will nun durch diese Konfrontierung keineswegs eine überwirkliche Welt darstellen, sondern in einer Art symbolischer Realität die Lebenswirklichkeit selbst möglichst klar, ja kraß hervortreten lassen, um auf ihre tatsächlichen Paradoxien, Widersprüche, Sinnlosigkeiten hinzuweisen.

Weshalb aber nun eine solche grelle Schilderung einer Wirklichkeit der Verdammnis, eine solche Schilderung von Fremdheit, Abscheu, Angst, wozu diese Statistik der Verzweiflung?

Zunächst um durch solch desillusionierende Realitätsschau alle Lüge, alle Versklavungen, alles Negative zu erkennen und so die Voraussetzungen zu seiner Überwindung zu schaffen. Dann aber auch, um die unbedingte Selbstverantwortlichkeit des Menschen zu begründen und ihn auf seine eigene Wahrheit und sein persönliches Gewissen zurückzuverweisen. Deshalb lehnt ein so profunder Kafka-Kenner wie Wilhelm Emrich jegliche theologische oder nihilistische Deutung Kafkas ab und bezeichnet den Dichter als „Moralisten im strengsten Sinne neuzeitlichen europäischen Denkens.“

Man kann das Werk Kafkas mit teilweise überraschenden Erfolgen von verschiedensten Seiten her zu entschlüsseln versuchen: von der historisch-biographischen, der psychoanalytischen, der bildungsmäßigen: der Kern des Werkes bleibt dennoch eine Art nüchterner Statistik der Verzweiflung der – seiner – Lebenswirklichkeit; zugleich aber auch bestimmt von einer ethischen Unerbittlichkeit, die um so erschütternder wirkt, als sie nicht pathetisch proklamiert wird, sondern vielfach indirekt aus der tiefen Trauer gelesen werden muß, die in dieser Dichtung von der Güte auf das Böse fällt, ein Bild hilfloser Menschlichkeit vor der Vösa einer Welt der Angst, des Schreckens, des Schlimmen.

Kafka, der schon als Kind beständig in der Angst lebte, versagen zu können, den das soziale Elend, mit dem er oft nur aktenmäßig in der Versicherungsanstalt in Berührung kam, tief erschütterte, der nach einer qualvollen Verlobung die große Hoffnung seines Lebens, seine Liebe zu Milena, unerfüllt begraben mußte, der früh schon von der Todeskrankheit gekennzeichnet war, welcher er vergebens zu entfliehen suchte, der an den Erscheinungen des Ersten Weltkrieges und der darauf folgenden Inflations- und Hungerjahre besonders in Berlin so sehr litt, daß sich der Kummer oft physisch in seinem Äußeren spiegelte, der gleiche Kafka, der es nach dem Zeugnis seines Freundes Max Brod dabei noch fertig brachte, weder traurig noch verzweifelt zu wirken, sondern ein weltkluges, taktvolles, humorvolles und stets hilfsberechtigtes Benehmen an den Tag zu legen – wie hat er es doch selbst ausgedrückt?

„Niemand singt so rein wie die, welche in der tiefsten Hölle sind; was wir für den Gesang der Engel halten, ist ihr Gesang.“

Jänner-Februar-Programm 1957

- Mittwoch, 2. Jänner, 18.30 Uhr, Einführungsvortrag der Volkstheatergemeinde:
Dr. Wolfgang Strohbach:
„Jenseits vom Paradies“ von Herbert Asmodi
- Montag, 7. Jänner, 18.00 Uhr, Einführung in wissenschaftliche Kinderkenntnis und Kindererziehung
Assistent Dr. med. Walter Spiel: Allgemeine Charakterlehre
- Dienstag, 8. Jänner, 18.30 Uhr, Dr. Josef Strelka:
Die Entwicklung des Menschenbildes in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts: Franz Kafka
- Donnerstag, 10. Jänner, 18.30 Uhr, Diskussionsabend
Thema: Sind wir durch die Atombombenversuche gefährdet?
Diskussionsredner:
Frau Dr. Traute Bernert (Radiuminstitut)
Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Steinhäuser (Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie)
Univ.-Prof. Dr. Hans Thirring (Physikalisches Institut)
Primarius Dr. Karl Wasserburger (Krankenhaus Lainz, Abteilung Strahlentherapie)
- Freitag, 11. Jänner, 19.00 Uhr, Individualpsychologisches Seminar
Leiter: Dr. med. Kurt Baumgärtel
- Montag, 14. Jänner, 18.00 Uhr, DDr. Robert Rimpel: Juristische Arbeitsgemeinschaft
Richtig und falsch gesteuertes juristisches Denken
Gewinnung und Anwendung von Wertmaßstäben in der Rechtswissenschaft

Josef Strelka

KARL KRAUS

14. 5. 1957

Das kennzeichnendste Merkmal an Karl Kraus ist sein gesteigerter Individualismus, der sein Ich kämpferisch allen anderen gegenüberstellte, sein Urteil aus sich selbst heraus allein schuf und allen anderen gegenüber als richtig verfocht, der sich keiner anderen Auffassung beugte und keiner Regel außer den Regeln der Sprache. Gerade dadurch, daß er sich diesen Regeln dafür so vollständig beugte, wurde er zu ihrem so vollkommenen Meister. Dadurch, daß er sich keiner anderen Regel unterwarf, läßt sich auch kaum eine andere für ihn aufstellen, außer eben der formalen seines Kampfes um sprachliche Richtigkeit und Genauigkeit und außer seinem persönlichen, unbestechlichen ethischen Bemühen, das jedoch, soweit es über die Grammatik hinausging, völlig seiner individuellen Auffassung unterlag.

Kraus ist ein „pathetischer Satiriker“ im Schillerischen Sinn. Indem er als Satiriker die aus den Fugen geratene Zeit wieder einzurenken versucht, verfolgt er als Ziel die Wiederbringung der Dinge in den Ursprung, vor allem in ihren sprachlichen Ursprung.

Die literarischen Formen der satirischen Meisterleistung von Kraus sind der journalistische Essay, der Aphorismus, die Gedankenlyrik, darunter besonders das Epigramm. Das Charakteristische fast aller Essays dabei ist, daß sie sich *gegen* etwas wenden: „Wurzeln dort wo ich hasse, wachse ich über die Zeit“ hat er erklärt. Die aufgewendete sprachliche Gestaltungskraft und Formkunst wird dabei jedoch häufig auf sehr subjektive oder geringfügige Anlässe und Probleme verschwendet, sodaß ein Mißverhältnis von Gehalt und Form zugunsten eines Formalismus entsteht. Die Großleistung dieser Essays liegt vor allem dort, wo weder das aufgewendete Pathos noch die Formkraft durch stoffliche Belanglosigkeit beeinträchtigt werden, wo vielmehr der zufällige Stoff tatsächlich keine Rolle spielt und das „Wie“ der Gestaltung selbst zum eigentlichen Hauptthema wird: ich meine die Essays über „Die Sprache“. In diesen Betrachtungen über die „kristallisierte Tradition des Menschengesistes“, in Kraus' Wissen und Hinweis auf die untrennbare Verbundenheit und Verschmelzung von Sinngehalt und Ausdrucksform, von Beistrichsetzung und Moral, von ästhetischer Wertung und sittlichem Urteil steckt das Zeitenüberdauernde, Große seines essayistischen Werkes.

Werden aber auch keineswegs immer seine stofflichen Glossen zu Symbolen, so hat er doch auch bedeutende, ja gewaltige Stoffe gestaltet.

Karl Kraus allein gegen schlechte Artikel der „Neuen Freien Presse“: das ergibt bestenfalls einen besseren Journalisten gegenüber einigen mitunter sehr guten. Karl Kraus allein gegen den Ersten Weltkrieg: das bedeutet sein Emporwachsen zur mächtigen Gestalt eines Jeremias unserer Tage. Den gesamten, wahrhaft dokumentarischen Schreckensbericht des ungeheuren

Buchdramas „Die letzten Tage der Menschheit“ durchzieht der Dialog zwischen den beiden Figuren des „Optimisten“ und des „Nörglers“. Dieser kritische Nörgler vertritt nicht zufällig die wichtige Person von Kraus selbst. Hier ist die Überwindung naturalistischer und impressionistischer Wirklichkeitsabschilderung verwirklicht und vollzieht sich der Schritt zum ethischen Pathos des Expressionismus.

Neben dem satirischen Verneiner der Essays, der satirischen Komödien und der „Letzten Tage“ gibt es aber auch noch einen Kraus, der bejaht. Seine Lyrik und sein „Theater der Dichtung“ gehören hier genannt. Während jedoch seine intellektualistisch-eindeutige Sprache dem Wesen reiner Lyrik nur schwer gerecht zu werden vermochte, wurde er durch seine Bearbeitungen zum großen Nestroy- und Offenbach-Entdecker.

Den ausbrechenden Nationalsozialismus quittierte Kraus zunächst mit einer Deklaration des Schweigens. Er schwieg, da die entfesselte Wirklichkeit selbst die verwegenen Möglichkeiten seiner Satire überbot, da so kein Raum mehr zu bleiben schien.

Mai-Juni-Programm 1957

- Freitag, 3. Mai, 18.30 Uhr, Doz. Dr. Karl M. Koch:
Die physikalischen Grundlagen des Kristallverstärkers (Transistoren) III. Vortrag
- Montag, 6. Mai, 18.30 Uhr, Legationsrat Dr. Hans Thalberg:
Die Aufgaben der Internationalen Atomenergiebehörde
- Montag, 6. Mai, 18.00 Uhr, Biologische Forschungsgemeinschaft
 Leitung:
 Univ.-Doz. Dr. Gertrude Pleskot — Dr. Ferdinand Starmühner
 Vortrag Dr. Franz Sauberer:
Die heutigen Methoden der Strahlungsmessungen in Gewässern
- Dienstag, 7. Mai, 18.30 Uhr, Dipl.-Ing. Kurt Bauer: (Leiter der Österreichischen Vogelwarte Neusiedler See):
Einführungsvortrag zur Exkursion am Sonntag, dem 12. Mai, in die Vogelschutzgebiete des Neusiedler Sees mit Besuch der Österreichischen Vogelwarte
 Anmeldungen für die Exkursion am Sonntag, dem 12. Mai, nur bei „AUSTROBUS“, Wien I, Dr. Karl Luggering 8 (gegenüber der Universität). Beschränkte Teilnehmerzahl!
- Mittwoch, 8. Mai, 18.30 Uhr, Einführungsvortrag der Volkstheatergemeinde
 Regisseur Edwin Zboněk:
„Dr. med. Hiob Prätorius“ von Curt Goetz
- Donnerstag, 9. Mai, 18.30 Uhr:
Altersprobleme in Wien. Eine Forumdiskussion
 Es sprechen: Primaria Dr. Franziska Stengel, Obersensatsrat Dipl.-Ing. Architekt Rudolf Böck, Obermagistratsrat Dr. Leopoldine Jahudka, Rat Ludwig Rutschka
- Freitag, 10. Mai, 19.00 Uhr, Prof. Joseph Laska:
Die Klangwelt in Theorie und Praxis. III. Vortrag
- Freitag, 10. Mai, 19.00 Uhr, **Individualpsychologisches Seminar**
 Leiter: Dr. med. Knut Baumgärtel
- Montag, 13. Mai, 18.30 Uhr, Univ.-Doz. Dr. Wilhelm Solms:
Die Gefahren des Psychologismus
- Dienstag, 14. Mai, 18.30 Uhr, Dr. Josef Strelka:
Karl Kraus
- Mittwoch, 15. Mai, 18.30 Uhr, Dr. Wilhelm Mrazek:
Ikonomie der Nationalbibliothek. Mit Lichtbildern
- Donnerstag, 16. Mai, 19.00 Uhr, Prof. Dr. Anton Ulrich:
Beiträge zur Psychologie der Frau
 (Gemeinsame Veranstaltung mit der Oesterreichischen Gesellschaft für Psychologie)

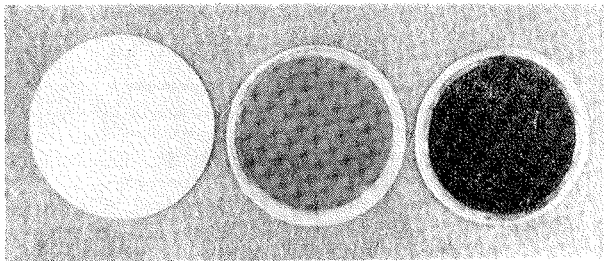
Franz Sauberer

DAS BIOKLIMA VON WIEN

3. 3. 1958

Die Bioklimatologie befaßt sich bekanntlich mit der Erforschung der Einflüsse von Wetter, Klima und anderen terrestrischen und solaren Erscheinungen auf alle Lebensvorgänge. Gerade diese Zusammenhänge sind es ja, welche die Wettervorgänge für den Menschen so beachtenswert machen. Will man die Bioklimatologie einer Großstadt behandeln, so muß man vorerst die Wetter- und Klimaverhältnisse der betreffenden Gegend näher betrachten. Hierbei sind zunächst die Lage der Stadt im Großraumklima und dann die kleinklimatischen Besonderheiten zu studieren. Die großklimatischen Werte Wiens sind hinlänglich bekannt. Weniger beachtet werden ausgeprägte kleinklimatische Zonierungen im Stadtgebiet und der näheren Umgebung. Dies ist vor allem durch die Lage am Ostabfall des Wienerwaldes und an der Grenze des pannonischen Florenbereiches im Osten verständlich. Hierbei ist die Lage am Alpenrand ein primärer Faktor, die Lage an der Florengrenze aber sekundär, weil die orographischen Gegebenheiten das Pflanzenwachstum sehr beeinflussen. Besonders ausgeprägt ist der Unterschied im Niederschlag (im Osten 550 mm, im Westen über 800 mm pro Jahr). An sich bringt die verschiedene Höhenlage der einzelnen Stadtteile auch gewisse Unterschiede in Temperatur und Luftdruck. Diese treten aber in ihrer Bedeutung gegen die Auswirkung der Verbauung weit zurück. Die Anhäufung der Steinmassen verringern den Tagesgang von Temperatur und Feuchte: im wesentlichen zeigen die dichter verbauten Gebiete eine leichte Übertemperatur. Im Sommer wurde bei Messungen in engen Gassen mitunter eine Temperaturniedrigung von 5 bis 6 Grad C gegenüber freieren Plätzen festgestellt. Groß sind andererseits aber auch die Verminderungen der Lichtintensitäten, Beispiele zeigen eine Reduktion bis auf 6-8 Prozent der Werte im Freien. Dies ist hygienisch ungünstig.

Die wichtigste Auswirkung der orographischen Lage Wiens ist aber die Beeinträchtigung der Luftzirkulation bei bestimmten Wetterlagen. Westwind kann über die



Vergleich eines leeren Filterblattes (links) mit der Verschmutzung eines 24 Stunden hindurch bei lebhaften Westwinden angesaugten Filterblattes (Mitte, 28. Jänner 1959) und eines bei schwachem Südostwind angesaugten Filterblattes (rechts, 21. Jänner 1959).

Stadt streichen und die dort entstandenen Luftverunreinigungen ins Marchfeld abtreiben. Bei Ost- und Südostwind (Südostwinde sind in den östlichen Stadtteilen viel häufiger und intensiver als auf der Hohen Warte) werden aber die Trübungsstoffe an den Berghängen angestaut und es ergibt sich, besonders für die nördlichen und nordwestlichen Stadtteile, eine arge Luftverschmutzung. Diese Tatsache ist für Wien spezifisch und wichtig. Bei weiteren Errichtungen von Industrieanlagen sind daher die südöstlichen Teile zu meiden, falls es sich um Werke handelt, welche Luftverunreinigungen verursachen.

Im Rahmen der Bioklimatischen Arbeitsgemeinschaft in der Forschungsgemeinschaft für Großstadtprobleme wurden in den letzten Jahren eingehendere Untersuchungen angestellt. So über die Windverhältnisse, Licht und Strahlung, die Luftverunreinigungen, den Bakteriengehalt in den Straßen usw. In letzter Zeit wird auch dem Kohlenmonoxyd, welches von den Kraftfahrzeugen produziert wird, größere Beachtung geschenkt. An bestimmten, wenig durchlüfteten Verkehrsknotenpunkten, wie am Stock-im-Eisen-Platz, wurden schon mehrmals Konzentrationen gemessen, welche bei längerer Einwirkung Schaden an der Gesundheit bringen könnten.

Besondere Beachtung ist der Erhaltung der Grünflächen zu schenken. Vor allem sollen die im Stadtgebiet stehenden Bäume erhalten bleiben und nach Möglichkeit weitere Bäume gesetzt werden. Die segensreiche Wirkung der Bäume kann an Beispielen gezeigt werden, wo Luftverunreinigungen bei Belaubung und bei entblätterten Bäumen gemessen wurden. Auch als Lärmdämpfer sind die Bäume wertvoll.

Im Zustand der Wiener Großstadtluft ist in den letzten zwei Jahrzehnten ein grundlegender Wandel eingetreten. Der Straßenbelag wurde sehr verbessert, so daß von dieser Seite her keine Staubplage mehr besteht. Die Verbesserung der Heizanlagen und besonders der Übergang zur Verwendung von Gas und Strom für Kochzwecke brachten eine merkliche Verbesserung der Güte der Luft. Andererseits ist aber mit dem Ausbau der Gas- und E-Werke eine Konzentration an gewissen Stellen entstanden. Vor allem muß aber auf die Verunreinigung der Straßenluft durch die Auspuffgase der Kraftfahrzeuge hingewiesen werden. Dieser Faktor ist u. U. in der Lage, die Verbesserungen durch die erwähnten Umstellungen in der Heiztechnik und im Straßenzustand zu überkompensieren.

Schließlich sei noch auf verschiedene Untersuchungen hingewiesen, welche sich auf das Studium des Befindens der Wiener Bevölkerung im Hinblick auf unmittelbare Wetterwirkungen, so besonders auf die meteorologischen Frontdurchgänge, beziehen. Es konnten schon einwandfrei Auswirkungen der Fronten auf die Häufigkeit der Todesfälle und der tödlichen Lungenembolien festgestellt werden. Weitere umfangreiche Untersuchungen sind noch im Gang, darunter auch solche über das Kleinklima in den Straßen usw.

Wolfgang Gröbner

DER BEITRAG DER MATHEMATIK ZU EINEM MODERNEN WELTBILD

23. 4. 1958

Wenn man auf ein Ende des gegenwärtigen gefährlichen Zustandes unserer Welt, auf eine Lösung der Krise ohne apokalyptische Schreckensnacht hoffen möchte, so kann man mit Sicherheit sagen, daß ein gutes Ende jedenfalls nicht mit Gewalt, sondern nur mit Vernunft erreicht werden kann. Dazu gehört vor allem ein geschlossenes, wissenschaftliches Weltbild, das sowohl den experimentellen Tatsachen der äußeren Welt als auch den ethischen Postulaten unseres inneren Gewissens genügt. Das kann aber nicht eine Wissenschaft allein, auch die Naturwissenschaften allein können ein solches abgeschlossenes Weltbild nicht konstruieren, weil sie gerade die wesentlichen Fragen nach dem Warum und Wozu, nach dem Sinn der Welt unbeantwortet lassen müssen, vielmehr bedarf es hier des Zusammenwirkens sämtlicher Wissenschaften und damit des Zusammenwirkens aller unserer Geisteskräfte.

Bei dieser wünschenswerten Konstruktion eines modernen Weltbildes kann nun die Mathematik in zweierlei Richtungen einen wichtigen Beitrag leisten, nämlich einerseits darin, daß sie unmittelbar am Aufbau der Naturwissenschaften maßgebend beteiligt ist, andererseits aber darin, daß sie als Modell und Vorbild für andere Wissenschaften dienen kann. So hat schon *I. Kant* vor 170 Jahren gesagt, das Beispiel der Mathematik sei merkwürdig genug, um es auch in anderen Wissenschaften, insbesondere der Metaphysik, wenigstens zum Versuche nachzuahmen.

Daher ist es lehrreich, die Geschichte und Entwicklung der Mathematik in den letzten 100 Jahren zu betrachten. Da erkennt man zunächst, daß die Mathematik nicht aus einzelnen unzusammenhängenden Erkenntnissen, sondern aus vielen in architektonischen Beziehungen zueinanderstehenden Sätzen besteht, die in ihrer Gesamtheit nicht nur nach logischen, sondern nach gewissen ästhetischen Gesichtspunkten beurteilt werden müssen. Da die Schönheit in vielen, ja ungezählten Gestalten, wenn auch niemals vollkommen verkörpert werden kann, gibt es oft verschiedene, einander gleichwertige Darstellungen derselben Theorie, die mit weitgehender gegenseitiger Toleranz zu beurteilen sind.

Seit der Erkenntnis, daß das Parallelenaxiom der euklidischen Geometrie keine notwendige Voraussetzung der Geometrie überhaupt ist, wurde die Untersuchung der Axiomensysteme in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt. Man war erst zufrieden, wenn man jede mathematische Theorie aus einem Axiomensystem ableiten konnte, so wie es bei den euklidischen und nichteuklidischen Geometrien gelungen war. Jedes Axiomensystem muß logisch einwandfrei, d. h. vollständig und widerspruchsfrei sein, aber es muß auch gewissen ästhetischen Prinzipien genügen; aber auch dann sind die Axiome nicht etwas absolut

Endgültiges, sondern immer noch mit einem letzten Rest menschlicher Unzulänglichkeit behaftet, so daß sie gleichzeitig mit dem Ausbau der Theorie selbst ebenfalls einem fortschreitenden Präzisionsprozeß unterworfen bleiben, genauso wie ein Baum, der im Stamm und in den Zweigen emporwächst, auch in seinen Wurzeln eine Vertiefung und Erweiterung erfahren muß. Eine dogmatische Verhärtung der Grundlagen, die sich diesem Prozeß entgegenstellt, ist für den Bestand einer Wissenschaft und der gesamten Kultur gefährlich und führt zunächst zu Krisen, zur Ausbildung von inneren Eiterherden und schließlich zu revolutionären Explosionen.

Auch in der Mathematik wurde durch die Auffindung der sogenannten Antinomien eine Grundlagenkrise ausgelöst, die etwa vor 50 Jahren ihren Höhepunkt erreichte. Dadurch wurden die Mathematiker gezwungen, ihre Grundlagen zu untersuchen, zu revidieren und zu vertiefen. Hier ist es nun interessant festzustellen, daß im Gegensatz zur sonstigen Gepflogenheit, wonach die Mathematiker in den Ergebnissen ihrer Wissenschaft im allgemeinen untereinander völlige Übereinstimmung erzielen, dies ganz und gar nicht mehr der Fall ist, sobald die Rede auf Grundlagenfragen stößt. Die Meinung jedoch, daß diese Revolution in den Grundlagen und die daraus folgende Uneinigkeit das ganze Gebäude der Mathematik hätte zum Einsturz bringen müssen, weil es undenkbar sei, eine so streng deduktiv aufgebaute Wissenschaft wie die Mathematik auf Grundlagen zu errichten, die allgemein umstritten sind, ist durch die Tatsachen widerlegt worden: das Lehrgebäude der Mathematik ist in all diesen Jahren scheinbar ganz unberührt durch den Streit in den Grundlagen weiter gewachsen, noch viel rascher und kühner als früher! Diese Feststellung ist besonders im Hinblick auf die unumgänglich notwendige Revision der Grundlagen unserer Kultur sehr lehrreich.

Bei der Vollendung unseres Weltbildes können wir nach ähnlichen bewährten Methoden vorgehen. Von einem Weltbild verlangen wir ja viel mehr, als daß es eine bloße Photographie der Wirklichkeit sei; es soll auch die verborgenen Zusammenhänge zwischen Dingen und Ereignissen aufdecken und Antwort auf die uns im tiefsten bedrängenden Fragen nach dem Grund und Sinn unserer Existenz, unseres Lebens geben.

Wir können nun die Forderungen formulieren, denen ein uns befriedigendes Weltbild genügen müßte:

1. Das Weltbild muß die wissenschaftlichen Erkenntnisse der äußeren Welt wahrheitsgetreu enthalten und in logisch widerspruchsfreie Beziehungen untereinander setzen.

2. Das so von den Naturwissenschaften aus konstruierte Weltbild ist offen, da die logischen Zusammenhänge, die kausalen und finalen Ketten nicht geschlossen sind und das Weltall auch zeitlich und räumlich offen ist. Die notwendige Abschließung erfolgt durch Hinzunahme von transzendenten Elementen, die als aus einer jenseitigen Welt kommend vorgestellt werden. Die Relationen innerhalb des Weltbildes zu den transzendenten Elementen müssen aber durchaus unserem moralischen Maßstab entsprechen, d. h. die transzendenten Elemente dürfen weder durch ihr

Wesen noch durch ihre Auswirkungen das Moralgesetz verletzen.

3. Die gegenwärtige Krise beruht darauf, daß die transzendenten Elemente durch Dogmen festgelegt sind und nicht abgeändert werden dürfen, auch wenn sie den eben ausgesprochenen Forderungen nicht genügen, aus Sorge, daß eine Revision der Grundlagen eine Gefahr für das Weiterbestehen der Kultur bedeuten könnte. Aber das Beispiel der Mathematik hat gezeigt, daß diese Sorge unberechtigt ist und gerade das Festhalten an den Dogmen die Existenz der Menschheit aufs Spiel setzt.

4. Das Beispiel der Mathematik hat auch gezeigt, daß sehr wohl Meinungsverschiedenheiten bei der Einführung der transzendenten Elemente eines Weltbildes bestehen können und daß diese solange keine üblen Folgen haben, als keine dogmatische Erstarrung der Standpunkte stattgefunden hat. Daraus folgt auch, daß der Standpunkt, im alleinigen Besitz der Wahrheit zu sein, verderblich ist, daß vielmehr weitestgehende Toleranz bei der Beurteilung fremder Ansichten geboten ist.

5. Für die Revision der Dogmen ist ein gewisser Mut notwendig, nämlich derjenige Mut, den ein Mensch in seinem Herzen haben muß, um innere Gedanken entschieden abzulehnen, die seinem Gewissen widersprechen. Wenn jemand z. B. vor die Entscheidung gestellt wird, sein Weltbild mit einem gewissen transzendenten Begriff, einem Gottesbegriff, abzuschließen, nicht deshalb, weil dieser Begriff der inneren Stimme seines Gewissens entspricht, sondern deshalb, weil die Anerkennung oder die Leugnung in einem jenseitigen Leben belohnt bzw. bestraft werde, so ist das dem

Vorgehen einer politischen Partei gleichzusetzen, welche die Menschen einzuschüchtern sucht, indem sie denjenigen, die sie nicht unterstützen wollen, schwere Strafen androht, sobald sie an die Macht gelangen werde. Wir sind der Ansicht, daß diese politische Partei moralisch abzulehnen ist, auch dann, wenn sie wirklich an die Macht gelangen sollte, ja dann erst recht. Ebenso müssen wir die Einführung eines transzendenten Begriffes, der unserem Gewissen widerspricht, in das Weltbild ablehnen, gleichgültig ob dafür ein „Existenzbeweis“ vorläge oder nicht, ja wenn er „existierte“, dann erst recht!

In dieselbe Kategorie gehört es, wenn Wunder als Beweis für transzendente Wahrheiten angeführt werden. Diese Hinweise auf angeblich existierende transzendente Mächte sind tatsächlich nur Spekulationen auf die Feigheit des menschlichen Denkens, dem es rätlich erscheinen müßte, den Zorn solcher Gewalten nicht herauszufordern, sondern sich ihnen gefügig zu erweisen ohne Rücksicht auf das moralische Gesetz.

Daraus folgt auch, daß die üblichen Argumentationen religiöser Weltanschauungen, wenn sie von Existenzbeweisen ausgehen und durch Wunder oder Verheißungen gestützte Offenbarung zugrundelegen, nicht nur vom rein logischen, sondern auch vom moralischen Standpunkt aus abgelehnt werden müssen, da sie den Menschen dazu verleiten wollen, gegen sein Gewissen zu denken und zu handeln.

Es gehört sicher viel innerer Mut dazu, um sich zu dieser Freiheit des Denkens durchzuringen, aber es wird auch nicht möglich sein, die gegenwärtige Krise und Gefahr zu überwinden, wenn dieser Mut fehlt.

April-Programm 1958

Montag, 14. April, 19.00 Uhr, Prof. Dr. Igor A. Caruso:

Die Triebtheorie Sigmund Freuds

Dienstag, 15. April, 18.30 Uhr, Dr. Kurt Marko (Mainz):

Philosophie und Herrschaft — der dialektische Materialismus und seine gegenwärtige Lage

Mittwoch, 16. April, 18.30 Uhr, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Halden:

Klassische Kochkunst und moderne Diätetik

Donnerstag, 17. April, 18.30 Uhr, Dozent Carl Diem:

Arbeitsfluß und Fließfertigung

Freitag, 18. April, 18.30 Uhr, Dr. Ernst Peutl:

Reise zu Kunstdenkmälern u. heiligen Stätten Indiens (Gemeinsame Veranstaltung mit dem Verein „Arbeitermittelschule“)

Montag, 21. April, 18.30 Uhr, DDDr. Robert Rimpel:

Rechtsprobleme in berühmten Reden

Montag, 21. April, 18.30 Uhr, Univ.-Ass. Dr. Wolfgang Wieser:

Alexander der Große und der Walfisch (Biologische Meeresforschung in 22 Jahrhunderten) Mit Lichtbildern

Dienstag, 22. April, 18.30 Uhr, Dr. Paul Wimmer:

Rudolf Borchardt

Dienstag, 22. April, 18.30 Uhr, Univ.-Doz. Mr. jur. Nikolaus Valters:

Nationalitätenrecht und Nationalitätenpolitik in der Sowjetunion

Dienstag, 22. April, 18.30 Uhr, RA Dr. Hermann Grögl:

Die goldene Insel — ein photographischer Streifzug durch Sizilien

Mit vielen Farblichtbildern

Mittwoch, 23. April, 19.00 Uhr:

„Die schöne Müllerin“ siehe unter 26. März 1958

Donnerstag, 24. April, 18.30 Uhr, Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Gröbner:

Der Beitrag der Mathematik zu einem modernen Weltbild

(Innsbruck)

Freitag, 25. April, 18.30 Uhr, Dr. Hertha Finberg:

Die berufstätigen Frauen in Wien

Eine statistische Analyse

Montag, 28. April, 19.00 Uhr, Univ.-Prof. Dr. Hubert Rohrer:

Ergebnisse und Probleme der Verkehrspsychologie (Gemeinsame Veranstaltung mit der Österreichischen Gesellschaft für Psychologie)

Dienstag, 29. April, 18.30 Uhr, RA Dr. Josef Berkovits:

Der Prozeß Sokrates und der Prozeß Jesu — eine juristische Stellungnahme

Eintrittspreise zu den Vorträgen S 3[—] (bei gemeinsamen Veranstaltungen mit der Gesellschaft für Psychologie und bei Vorträgen mit Film oder Lichtbildern S 4[—]), Gastkarten zu Kursen und Arbeitsgemeinschaften S 3[—]. Ordentliche Mitglieder und Studenten haben zu allen Veranstaltungen freien Zutritt, außerordentliche Mitglieder zahlen die Hälfte. Die Eintrittspreise gelten nur, wenn bei den Veranstaltungen keine anderen verzeichnet sind. Die Vorträge finden, wenn nicht anders angegeben, in den Räumen des Instituts, Wien VII, Museumstraße 5 statt.

Engelbert Broda

NEUE ERKENNTNISSE ÜBER DIE ENERGETIK DER LEBENDEN ZELLE

13. 1. 1964

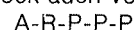
Schon vor langer Zeit ist der Mensch (und überhaupt das Lebewesen) mit einer Maschine (La Mettrie) und speziell mit einer Wärmekraftmaschine verglichen worden (DuBois-Reymond, Helmholtz). In der Tat leisten Menschen und Tiere ständig Arbeit, und die notwendige Energie wird durch Oxydation von Brennstoffen (Nährstoffen) zu Kohlendioxyd und Wasser durch den Luftsauerstoff geliefert. Insofern die Nährstoffe als Brennstoffe wirken, ist ihr Wert in Kalorien auszudrücken: Ein Kilogramm Kohlehydrat (Stärke) liefert 4100, Fett 9300, Eiweiß 4100 kg-Kalorien (kcal). Zum Vergleich: Steinkohle etwa 7000 kcal. Für tatsächlich verwendete Lebensmittel lauten die Zahlen: Butter 8000, Weizen 3300, Gurken 120 kcal.

Freilich ist der lebende Organismus auch weiterer Leistungen als der Leistung äußerer Arbeit fähig: Er paßt sich an, er erneuert sich, er repariert sich selbst, er pflanzt sich fort. Energetisch betrachtet, sind auch für diese Aktivitäten, die nicht als mechanische Arbeit in Erscheinung treten, Arbeitsleistungen erforderlich („Innere Arbeit“). Wegen der Notwendigkeit der ständigen Erneuerung, die zum Begriff des „dynamischen Zustands“ der Lebewesen führt (Schoenheimer, Hevesy), ist ständige Arbeitsleistung sogar im Zustand äußerer Ruhe erforderlich („Grundumsatz“).

Im Gegensatz zu Wärmekraftmaschinen erfolgt die Arbeitsleistung nicht auf dem Weg über die Ausnützung einer Temperaturdifferenz, sondern die Lebewesen arbeiten annähernd isotherm als („chemodynamische“) Maschinen. Das wird unter Verwendung der aus dem Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik abgeleiteten Formel für die reversible (optimale) Arbeit von Wärmekraftmaschinen $A/Q = (T_1 - T_2)/T_1$ klar. Man setzt für T_2 die Körpertemperatur (310 Grad Kelvin = 37 Grad Celsius) und für A/Q den tatsächlich unter günstigen Bedingungen bei mechanischer Arbeitsleistung durch den Menschen beobachteten Wirkungsgrad von 25 Prozent (bezogen auf den kalorischen Wert der Brennstoffe) ein. Dann ergibt sich mindestens (optimal) für $T_1 = 415$ Grad K = 142 Grad Celsius, also eine im Körper auch nicht annähernd vorkommende Temperatur. NB: Eiweiß (= Protein) beginnt sich bei Temperaturen wenig oberhalb der Körpertemperatur zu zersetzen.

Man nimmt vielmehr an, daß der Energiegehalt der Nährstoffe, der bei ihrem stufenweisen chemischen Abbau durch Enzyme (= Fermente) frei wird, zunächst als chemische Energie eines universellen biologischen Energie-Akkumulators (ATP) gespeichert wird. Die Energie kann sodann in dieser Form direkt – ohne den Umweg über Wärme – zur Arbeitsleistung herangezogen werden. Das ATP (Adenosintriphosphat), gewissermaßen das Lebenselixier, ist eine weiße, kristallisierte Substanz, die um 80 Schilling/Gramm im Handel zu haben ist. Ihr Molekulargewicht ist 507 und ihre

chemische Formel $C_{10}H_{16}O_{13}N_5P_3$. Die Formel des ATP kann für unseren Zweck auch vereinfacht



geschrieben werden, wobei A die „heterozyklische Base“ Adenin, R den Zucker Ribose und P-P-P drei aneinander geknüpfte Moleküle Phosphorsäure (Triphosphorsäure) darstellen. Die Gruppierung A-R heißt Adenosin.

Bei der Abtrennung des letzten Moleküls Phosphorsäure vom Rest des Moleküls unter Anlagerung der Atome des Wassers („Hydrolyse“ oder „Spaltung“ von ATP) unter Bildung von A-R-P-P (auch als Adenosindiphosphat, ADP, bezeichnet) und P (Phosphorsäure) wird die verhältnismäßig große Energie (genauer: freie Energie) von etwa 12 kcal je Gramm-Molekül (= Mol) frei; dies entspricht etwa 24 kcal/kg ATP. Deshalb wird das ATP nach Lipmann als energiereiche Verbindung bezeichnet. Die Moleküle ATP stellen also gewissermaßen Energiepakete dieser Standardgröße, auf deren Nutzbarmachung der Organismus eingerichtet ist, zur Verfügung.

Das ATP wird aus seinen Bestandteilen A-R-P-P und P innerhalb der Zellen aufgebaut und auch dort verwendet. Für die höheren Tiere existieren zwei Bildungsmöglichkeiten von ATP-Gärung und Atmung. Der Einfachheit halber beschränken wir uns hier auf den Fall der Kohlehydrate, und zwar speziell des biologischen Standard-Zuckers Glukose (Traubenzucker). Bei seiner Vergärung (Embden, Meyerhof, Parnas) läuft eine durch 11 spezifische Enzyme katalysierte Reihe von 11 Reaktionen ab. Das Endprodukt ist die Milchsäure (2 Moleküle je Molekül Glukose). Sauerstoff wird bei dieser Reaktionsfolge nicht verbraucht, sondern die Atome der Glukose werden zur Milchsäure umgruppiert. Im Verlauf dieser Reaktionsfolge entstehen 2 Moleküle ATP für jedes Molekül Glukose.

Diese ohne Verwendung von Sauerstoff verlaufende (anaerobe, also nichtoxydative) Vergärung der Glukose ist unter physiologischen Bedingungen der Sauerstoffknappheit (z. B. bei momentanen großen Anstrengungen, wo der Sauerstoffzufluß dem Bedarf nicht nachkommt) auch für Tier und Mensch eine Notwendigkeit.

Jedoch liefert die vollständige oxydative (aerobe) Verwertung der Glukose bis zum Kohlendioxyd und zum Wasser, die der Gegenstand der Atmung ist, natürlich viel mehr Energie – nämlich 38 Moleküle ATP je Molekül Glukose. Auch die gegebenenfalls zunächst durch Gärung entstandene Milchsäure muß letzten Endes durch Veratmung weggeschafft werden. Die Atmung, deren Mechanismus vor allem durch Szent-György und Hans Krebs aufgeklärt wurde, ist im Vergleich zur Gärung ein viel wirkungsvollerer, aber auch viel komplizierterer und empfindlicherer Prozeß.

Die Enzyme der Gärung kommen im Zellsaft gelöst vor. Dagegen werden die entscheidenden Schritte der Atmung durch Enzyme katalysiert, die in der Wand der sogenannten Mitochondrien in räumlich definierten Positionen sitzen, so daß die zu verarbeitenden Moleküle („Substrate der Enzyme“) wie am Fließband von einem Ort zum nächsten Ort weitergereicht werden können. Die Natur betreibt hier gewissermaßen angewandte Festkörperphysik. In typischen Zellen höherer

Organismen kommen je mehrere tausend Mitochondrien vor, ovale Körperchen, die unter dem Lichtmikroskop gerade erkennbar sind, deren Einzelheiten aber unter dem Elektronenmikroskop studiert werden müssen. Sie sind mit nicht durchlaufenden Querwänden versehen, um mehr Enzym aufnehmen zu können. Die Mitochondrien sind die Kraftwerke der Zellen.

Gärung und Atmung finden in dieser (oder sehr ähnlicher) Weise in den Zellen der höheren Tiere und auch der Pflanzen statt. Durch die Arbeiten von Arnon hat man vor einigen Jahren erkannt, daß die grünen Pflanzen noch eine weitere Möglichkeit zum Aufbau von ATP besitzen. Sie können nämlich in ihren Chloroplasten, also den Zellbestandteilen, welche Chlorophyll enthalten, unter Verwendung von Lichtenergie ATP direkt durch „Photophosphorylierung“ aus ADP und P aufbauen. Sie müssen also nicht den Umweg über den Aufbau von Zuckern und deren oxydative Verwertung in Mitochondrien gehen.

Sämtliche heute noch existierende Lebewesen verwenden das Elixier ATP. Das ATP wird für Arbeit aller Art verwendet, und die weitere Forschung bestätigt dies in bezug auf immer neue Formen biologischer Arbeitsleistung.

1. Chemische Arbeit. Viele lebensnotwendige synthetische Leistungen der Zelle sind „endergonisch“, d. h. sie erfordern Zufuhr freier Energie. Dazu gehört die Verknüpfung von Aminosäuren (Eiweiß-Bausteinen) zu Eiweißmolekülen. Jede solche Verknüpfung (Bindung zweier Moleküle Aminosäure aneinander) ist nun mit der Hydrolyse eines Moleküls ATP gekoppelt, d. h. die freie Energie wird durch diese Hydrolyse geliefert. In diesem Fall erfolgt die Hydrolyse ausnahmsweise gemäß $A-R-P-P = A-R-P + P-P$ („Pyrophosphat-Spaltung“).

2. Chemische Arbeit besonderer Art führt zur Muskelkontraktion (chemomechanische Reaktion). Nach moderner Vorstellung beruht die Kontraktion der Muskelfaser auf dem Ineinanderschieben zweier Bündel von Protein-„Filamenten“ – nämlich eines Aktinfilaments und eines Myosinfilaments (H. E. Huxley, A. F. Huxley). Dabei wird ATP hydrolysiert (Engelhard). Bis zu einem gewissen Grad kann diese Reaktion auch schon an homogenen Lösungen von „Aktomyosin“

beobachtet werden (Szent-György). Man glaubt, daß die Energie des ATP zunächst dazu dient, eine Brückenbindung zwischen gegenüberliegenden Stellen von Aktin und Myosin herzustellen. In einem weiteren Stadium wird diese Bindung in einer „exergonischen“, also spontanen Reaktion durch eine Brückenbindung zu einem benachbarten Ort ersetzt. Aus dieser Verschiebung ergibt sich ein longitudinaler Zug. Diese Reaktionsfolge wird viele Male je Sekunde wiederholt, was zu einer makroskopischen Kontraktion führt.

3. Osmotische Arbeit. Die Lebensvorgänge erfordern die Aufrechterhaltung enormer Konzentrationsdifferenzen bezüglich mancher Stoffe zwischen benachbarten Räumen, obwohl die Membranen, die diese Räume voneinander trennen, für die betreffenden Stoffe durchlässig sind. Z. B. ist die Konzentration der Kalium-Ionen in den meisten Zellen 50mal größer als in der umspülenden extrazellulären Flüssigkeit, obwohl die Zellmembran Kalium-Ionen durchläßt. Diese Konzentrationsdifferenz wird durch eine sogenannte Ionenpumpe aufrechterhalten, die ununterbrochen gegen den Konzentrationsgradienten arbeitet. (Für die 100 Billionen Zellmembranen des Menschen mindestens ebenso viele Pumpen.) Die Arbeitsleistung wird, wie man glaubt, durch die freie Energie des ATP gespeist.

4. Ein Nebenprodukt der osmotischen Arbeit ist die Ausbildung elektrischer Potentiale (oft der Größenordnung 100 Millivolt) an Zellgrenzflächen; sie ergeben sich durch den Transport der elektrischen Ladungen der Ionen. Bei manchen Zellen wurde dann das elektrische Potential entwicklungsgeschichtlich zur Erzeugung schwacher bis sehr starker elektrischer Felder benützt, die als „Radareinrichtung“ dienen, z. B. im elektrischen Organ der elektrischen Fische, die die Zellen in Serie schalten und so Spannungen von 500 Volt erzeugen.

5. In besonderen Fällen, z. B. in Glühwürmchen, wird ATP auch zur Lichterzeugung herangezogen. Auch die Regeneration des Sehpurpurs in der Netzhaut nach seiner Bleichung durch Licht erfolgt zweifellos unter Benützung der Energie des ATP.

Eine direkte Energielieferung an Organismen oder Zellen durch von außen herangebrachtes – etwa synthetisches – ATP kommt leider nicht in Frage, da das ATP die Zellmembran normalerweise nicht durchdringen kann. (Nur durch besondere Maßnahmen ist es Straub gelungen, ATP in vitro in Blutkörperchen einzuführen.) Übrigens ergibt die Rechnung, daß ein menschlicher Organismus im Lauf eines Tages größenordnungsmäßig 100 kg ATP spaltet und wieder aufbaut, um seinen „Verpflichtungen“ nachzukommen, so daß der Preis der nötigen ATP-Menge (selbst mit Mengenrabatt) exorbitant wäre.

Von größtem Interesse sind die entwicklungsgeschichtlichen Aspekte der mit ATP arbeitenden chemodynamischen Maschine, als die wir das moderne Lebewesen betrachten können. Das ATP ist ja ein recht komplizierter Stoff, und so muß man vermuten, daß die Vorstufen der heutigen Lebewesen, die „Eobionten“, im damaligen Ozean (der Ursuppe) sich einfacherer Energieträger bedient haben. Ihre Natur ist aber unbekannt.

Freitag, 10. Jänner, 18.30 Uhr: Direktor Dr. Ernst Nowotny:
Stefan Zweig – Leben und Werk
 (Gemeinsame Veranstaltung mit dem Verein „Arbeitermittelschule“)

Montag, 13. Jänner, 18.30 Uhr: Univ.-Prof. Dr. Engelbert Broda:
Neuere Erkenntnisse über die Energetik der Lebewesen

Dienstag, 14. Jänner, 18.30 Uhr: Prof. Alois Jalkotzy:
Die Ursachen des bedrohlichen Anstiegs der Jugendkriminalität und die Möglichkeiten ihrer Bekämpfung
 (Siehe auch Diskussion über dieses Thema am 21. Jänner)

Mittwoch, 15. Jänner, 18.30 Uhr: Herbert Eisenreich (Sandl, Oberösterreich):
Das Leben als Freizeitalt

Donnerstag, 16. Jänner, 18.30 Uhr: Dr. Josef Rauscher:
Hauptprobleme der Moraliwissenschaft
 (In Verbindung mit dem Philosophischen Arbeitskreis)

Freitag, 17. Jänner, 18.30 Uhr: Stadtplaner Dipl.-Arch. Georg Conditt:
Stadtplanung als gesellschaftspolitisches Problem

Werner Leinfellner

WITTGENSTEINS FRÜHE UND SPÄTE PHILOSOPHIE

2. 2. 1966

Ludwig Wittgenstein (geb. 1889 Wien, gest. 1951 Cambridge) ist ein Vertreter des sachlich nüchternen Denkens: er will nicht mehr sagen, als beweisbar oder erweisbar ist. Der Glaube an die konstruktive Kraft logischen Denkens bei der Bewältigung neuer Aufgaben und die Abkehr von traditionellen Lösungen haben Wittgenstein in der nordischen und in der angelsächsischen Welt größten Erfolg gebracht, so daß man heute ohne weiters von der Weltgeltung der Wittgensteinischen Philosophie sprechen kann.

Worin liegt nun diese Weltgeltung einer Philosophie, die von Wien bzw. Österreich ausging? Sie liegt darin, daß man nach dieser Philosophie das Denken, jenen ureigenen Gegenstand der Philosophie, in jenem Medium betrachten muß, in dem es sich objektiviert und das den Logikern und Philosophen zugänglich ist, in der Sprache. Die Nüchternheit des Wittgensteinischen Denkstiles drückt sich schon darin aus, daß er – genau so wie Kant – auf die englische empiristische Philosophie zurückgriff. Setzte sich Kant mit Hume auseinander, so Wittgenstein mit Russell und der empiristisch eingestellten Cambridger neu-realistischen Schule. Diese trat für eine nicht-spekulative Behandlung philosophischer Probleme ein, d. h. eine Behandlung mit naturwissenschaftlichen bzw. logischen Methoden. Logik und Erkenntnistheorie sowie die Methodologie der Wissenschaften stehen im Vordergrund. Wittgenstein übernahm Russells positivistisch eingestellte Erkenntnistheorie, wie wir sie in Russells Buch „Our Knowledge of the External World“ finden, genauso wie Whiteheads realistische Ontologie der Ereignisse, d. h. nach Wittgenstein gibt es eine von der Erkenntnis unabhängige Welt. Dies drückt sich z. B. deutlich in Satz 1 des „Tractatus logico-philosophicus“ aus: „Die Welt ist alles, was der Fall ist.“ Die Philosophie wird so zur Wegbereiterin der wissenschaftlichen Erkenntnis der inneren und äußeren Welt des Menschen; sie soll die Voraussetzungen (Prinzipien), Grundlagen und Methoden der wissenschaftlichen Erkenntnis logisch und erkenntnistheoretisch klären, was seit Aristoteles eine der vornehmsten Aufgaben der Philosophie ist. Dies gilt besonders für Wittgensteins frühe Philosophie, wie wir sie in den Tagebüchern 1914-1916 und dem „Tractatus logico-philosophicus“ finden. Die Probleme eines heutigen Philosophen und Naturphilosophen unterscheiden sich grundsätzlich von denen seiner Vorgänger. Denn noch zu Zeiten Kants und Hegels waren die Philosophie und die zu ihr gerechnete Logik methodisch stärker als die Naturwissenschaften, was heute nicht mehr der Fall ist. Obendrein bemüht man sich heute vielfach, die formale Logik, das methodische Rüstzeug des Denkens, aus der Philosophie auszuschneiden. Kant und Hegel dagegen strebten danach, ihre systematische Philosophie durch den Ausbau methodischer Disziplinen, z. B. der

transzendentalen und dialektischen Logik, zu fundieren, deren Regeln unbedingt eingehalten werden mußten und somit ein Kriterium der Richtigkeit ihres Philosophierens bildeten. In ähnlicher Weise benützte Wittgenstein die formale Logik der „Principia Mathematica“ als Richtschnur und als Organon. Deshalb ist es schwer, ohne Kenntnis dieser Logik etwa den „Tractatus“ Wittgensteins zu verstehen, genauso wie man heute etwa eine physikalische Theorie nicht ohne Kenntnis ihrer Formalwissenschaft, der Mathematik, verstehen kann.

Hauptproblem der frühen und späten Philosophie Wittgensteins ist die Frage, ob man Philosophie und Erkenntnis in einem System oder in einer Vielzahl von Systemen besonderer Art (= die Sprachspiele beim späten Wittgenstein) begründen könne. Für die frühe Philosophie Wittgensteins muß von der Prävalenz der Erkenntnis ausgegangen werden. Nicht nur unsere Voreltern haben den Genuß des Apfels vom Baume der Erkenntnis dem Paradies vorgezogen, sondern auch die meisten Philosophen, wie Aristoteles, Kant u. a. haben die Darstellung der Voraussetzungen, Methoden und die Kritik der menschlichen Erkenntnis als eine, wenn nicht die wichtigste, Aufgabe der Philosophie angesehen. Darüber Sicherheit zu haben, was wir wissen können, schien auch Wittgenstein zunächst die bedeutendste Frage in der Philosophie zu sein, und er beantwortete sie wie Kant als Wie-Frage, d. h. als Frage, wie Wissen und Erkenntnis möglich seien. Wittgensteins entscheidender Vorstoß über die Tradition hinaus war die Ansicht, daß die Logik nicht nur eine Methode des Denkens sei, sondern daß sie auch die symbolische Repräsentation der Struktur der Welt ermögliche. Dazu diente ihm der logische Atomismus Russell/Whiteheads, nach dem alle Aussagen der Sprache wahrheitsfunktionell auf einfache atomare aristotelische Subjekt-Objekt-Sätze zurückführbar sind. Von der aristotelischen Logik, bzw. deren traditioneller Gestalt, bleibt so in der formalen Logik nur ihr formal-methodischer Aspekt über. Es geht ja bekanntlich die traditionelle Urteilslehre in die Lehre von den logischen Konnektiven und die Prädikatenlogik ein, und so ist auch das System der Syllogismen nur ein System immer wahrer, d. h. tautologischer Aussagen, deren sich der Erkennende, der Naturwissenschaftler, der Mathematiker etc. bedient. Völlig unabhängig vom Inhalt kann man aus Atomsätzen, d. h. aus elementaren Sätzen, die man als formales Gerüst der Beobachtungssätze interpretieren kann, Begriffe und begriffliche Aussagen, Naturgesetze usw. ihrer Form nach aufbauen.

Wittgenstein versucht nun im „Tractat“, Formalismus und Ontologie in einer weltspiegelnden symbolischen Logik zu vereinen, d. h. den semantisch-empirischen Bezug des Formalismus anzugeben. Ein integraler Aspekt ist ja jeder „symbolischen“ Logik zu eigen. Wittgenstein führt dieses Programm in sieben Sätzen und deren logischen bzw. methodischen Folgesätzen durch, indem er von der Ontologie zur reinen logischen weltspiegelnden Konstruktion bzw. Nachkonstruktion der empirischen Struktur der Welt aufsteigt. Der zentrale neue Aspekt seiner frühen und späten Philosophie

ist, wie gesagt, die Sprache als Medium bzw. Objektivierung des Denkens. Gerade damit wird er für die Erkenntnistheorie des 20. Jahrhunderts von größter Bedeutung. Welche bestimmte Funktion er nun der Sprache in der frühen und späten Philosophie zuschreibt, dies charakterisiert und trennt die frühe von der späten Wittgensteinschen Philosophie. Für die frühe Philosophie Wittgensteins gilt die These, daß alle Erkenntnis symbolische Abbildung der empirischen Struktur der Welt, der Tatsachen auf die Sprache bzw. den logischen Raum sei. Es ist also nicht das Denken an sich, das Wittgenstein untersuchen will, sondern die Objektivierung unseres Denkens, die Sprache. Von diesem antimetaphysischen, aber nicht antiontologischen Zug der Philosophie Wittgensteins geht ein bedeutender Einfluß auf die Philosophie des 20. Jahrhunderts aus. Schon bei Frege und Russell war das Studium der Logik, der logischen Syntax und der Semantik, wie man dies heute ausdrückt, Studium der Sprache. Aus den logischen Eigenarten der Sprache gewann man deren invariante logische Struktur und deren invariante logische Gesetzmäßigkeiten. Die Abbildung der empirischen Struktur der Welt auf die Sprache erfolgt im Rahmen dieses invarianten Struktursystems logischer Formen. Erkennen und richtiges Abbilden der Welt in der Sprache heißt daher, daß an Stelle der ontologisch seienden Begriffe, des an sich seienden Denkens, die symbolische Logik tritt. Damit war dem Neopositivismus und den mehr formalen Richtungen der Gegenwart ein philosophisches Fundament gegeben. Die Sprache und ihre logische Struktur sind auch einer Untersuchung weit besser zugänglich als etwa das „Denken an sich“, der „Geist“, das „Ich“ usw. Daraus folgt, daß wir unsere Gedanken sprachlich ausdrücken müssen, daß wir Erfahrungen in Theorien, Hypothesen niederlegen müssen, sollen diese Erfahrungen Erkenntnis werden. Aus der Reduktion des Denkens auf die Sprache und der Darstellung des „Wesens“ der Sprache in der Logik stammt Wittgensteins Ansicht, daß alle Philosophie Sprachkritik sei, ein Satz, der für den frühen und für den späten Wittgenstein gilt, und ebenso für den von der frühen Philosophie Wittgensteins beeinflussten Wiener Kreis und den logischen Positivismus, wie auch für die von der späten Wittgensteinschen Philosophie außerordentlich stark beeinflusste analytische Philosophie in England, Amerika und den nordischen Ländern. Wittgenstein wendet sich in den dreißiger Jahren von der abbildenden, erkenntnistheoretischen Funktion der Sprache ab, die ihm bis dahin allein wichtig war; die Sprache wird nunmehr operativ aufgefaßt, woraus Wittgenstein nicht nur Erkenntnis und Philosophie, sondern auch Kunst, Moral, Handeln usw. erklären will.

Die Reduzierung des Denkens auf die Sprache drückt Wittgenstein in Satz 4 des „Traktats“ lapidar aus: „Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.“ In 4.001 heißt es: „Die Gesamtheit der Sätze ist die Sprache.“ Statt „sinnvoll“ könnte man hier „erkenntnismäßig sinnvoll“, „kognitiv“ setzen. Mit der Abkehr vom „Denken an sich“ wendet sich Wittgenstein zwar nicht gegen die Ontologie im ganzen, wohl aber gegen die Einteilung des Seienden in verschiedene ontologische

Seinsschichten, was sich bei der späteren operativen Auffassung der Sprache bei Wittgenstein natürlich noch verschärft. Aus all diesen Erörterungen ergibt sich folgerichtig, daß nach Wittgenstein die Grenzen der Sprache und der Logik auch die Grenzen unseres Wissens und unserer Erkenntnis sind, und weiters, daß die wesentlichsten philosophischen Probleme nur Mißverständnisse der Logik der Sprache (nach dem „Traktat“) bzw. falschem Gebrauch der Sprache (nach den „Philosophischen Untersuchungen“) entspringen. Auch beim Naturwissenschaftler z. B. besteht der Irrtum nur darin, daß er seine formalen und seine wissenschaftlichen Methoden schlecht anwendet oder mißbraucht. Der parmenideische Ansatz, der am Anfang der europäischen Philosophie steht, daß sowohl die faktische, empirische Welt der *Doxa* (die nach Parmenides nur „Name“ ist, d. h. nur beschrieben werden kann), wie auch die Welt der Begriffe durch *Semata*, was soviel wie (sprachliche) „Merkzeichen“ bedeutet, erfaßbar sind, wird hier variiert, bis ins letzte Detail ausgeführt. Wittgenstein endet jedoch nicht wie Parmenides in einer metaphysischen Entwertung der empirischen Welt. Während Parmenides und Wittgenstein sich auf die Sprache bezogen, so kümmerte sich hingegen Kant, als er die Zuordnung der sinnlichen Erfahrungen zu den Stammbegriffen (Kategorien) behandelte, nicht um die sprachliche Form der Kategorien.

Es sei nun ein kurzer Überblick über den „Traktatus“ gegeben. In den Sätzen 1-2 werden ontologisch-deskriptive und erkenntnistheoretische Probleme erörtert. Nach den Sätzen 3 wird die Struktur der Tatsachen (das Bestehen von Sachverhalten) auf die Sprache abgebildet. Wittgenstein behandelt nicht die psychologische Begründung, sondern nur die aufweisbare Form der Abbildfunktion der Sprache. Die Sprache hat nach Wittgenstein einen bildhaft-anschaulichen und einen formal-strukturellen Aspekt. Nur deshalb, weil das anschauliche Bild eine Struktur besitzt, ist es auf die logische Struktur der (wissenschaftlichen) Sprache abbildbar: „Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.“ (Satz 3) Man kann die Sätze 1-3 als Beschreibung der Abbildfunktion der Sprache ansehen, die in Sprachen nach Art der chinesischen vorherrschend sein kann. Erst ab Satz 4 wird die Darstellung der Sprache mittels der aristotelischen Satzlogik, d. h. der Logik des Subjekt-Prädikat-Aufbaues des Satzes, genauer analysiert. Daß diese Logik eine Logik der Erkenntnisgewinnung und in diesem Sinne tatsächlich „onto-logisch“ ist, ist hier sehr augenfällig. Der „Traktat“ erklärt erstens mit Hilfe der Abbildfunktion der Sprache, zweitens des wahrheitsfunktionalen Aufbaues und drittens des Konzeptes des logischen Raumes als eines Repräsentationsraumes (= eines Raumes, in dem sich die Struktur der Welt invariant logisch repräsentiert) die wissenschaftliche Erkenntnis. Auf diese Weise sinkt im „Traktat“ die „alltägliche“ Erkenntnis zur Bedeutungslosigkeit herab.

Einerseits wird also die (wissenschaftliche) Erkenntnis mittels der Abbildfunktion der Sprache erklärt, andererseits gibt es nach Wittgenstein eine Isomorphie zwischen empirischen Strukturen und logischen Struk-

turen. Die wirkliche Welt wird durch Aufstellung eines logischen Strukturabbildes, das ein Teil des logischen Raumes ist, erkannt. Nach Wittgenstein hat die Sprache – und hier müßte man einschränkend sagen: die wissenschaftlich theoretischen Sprachen – dieselbe innere Struktur wie die erfahrbare Wirklichkeit. Meta-Aussagen über logische Strukturen sind nach ihm unsinnig, weil über den konstruktiven Aufweis einer Isomorphie, d. h. Aufweis der gleichen Gestalt der empirischen und logischen Struktur, niemals hinausgegangen werden kann. Wittgenstein stellt aber auch in seiner unkonventionellen Art des Philosophierens die Frage: „Wie kann die allumfassende, weltspiegelnde Logik so spezielle Haken und Manipulationen gebrauchen?“ (5.511) – gemeint sind hier die logischen Formeln, Zeichen etc. Die Antwort lautet: „Nur, indem sich alle diese zu einem unendlich feinen Netzwerk, zu dem großen Spiegel, verknüpfen.“ (ebd.) Deutlicher kann die Aufgabe der Logik als „symbolische“ Logik nicht ausgedrückt werden. Wittgenstein baut auch die rekursivgeordnete Mathematik schematisch in seine Logik ein. Die Wahrheit – und um diese geht es Wittgenstein wie allen Wissenschaftlern und Philosophen – ist etwas, was ständig aufgewiesen und überprüft werden muß. Dies gelingt aber nur innerhalb der sprachlich festgelegten Formen der Wissenschaften. Die Grenzen der Sprache und die Grenzen der Welt müssen daher zusammenfallen: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“ (Satz 7) Das Mystische ist daher nicht, wie die Welt ist, sondern daß sie ist. Mit dem Mystischen gelangt man ins Unsagbare und überschreitet die Grenzen des Denkens, das sich in der Sprache objektivieren läßt, das sich intersubjektiv mittels der Sprache mitteilen läßt.

Wittgenstein selbst sah den „Traktat“, d. h. seine Metatheorie des wissenschaftlichen Erkennens, als eine Leiter an, über die man hinaufsteigen müsse; zuletzt könne man diese Leiter, d. h. dieses Hilfsmittel, wegwerfen. Nach ihm hat nur das, was in der Sprache abgebildet wird, Bedeutung; die metaphysischen Sätze, die nicht nach dieser Methode gewonnen werden, sind nach 6.53 sinnlos, d. h. sie gehören keiner sinnvollen Sprache an, die bei Wittgenstein mit den naturwissenschaftlichen Sprachen zusammenfällt.

Betrachtet man also den „Traktat“, so sieht man, daß, wenn Wittgenstein den Ausdruck „Sprache“ gebraucht, er immer nur eine Teilsprache, nämlich die (natur-)wissenschaftliche (bzw. die naturwissenschaftlichen Sprachen) meint, deren strenge Architektonik und Regelmäßigkeit ihn schon immer faszinierte. Auf die Unvollständigkeit seiner Ansicht im „Traktat“ wurde er durch den Nationalökonom Sraffa hingewiesen. Dieser fragte ihn nämlich, welches die logische Form einer die Verachtung ausdrückenden Handbewegung sei, und Wittgenstein war nicht imstande, zu antworten. Dies war für ihn der Anlaß zu weiteren Überlegungen, die darauf fußten, daß sich die sprachlichen Funktionen und Operationen doch nicht in der Abbildfunktion erschöpften. Hinzu kam für ihn die Beeinflussung durch die logisch orientierten Richtungen des (mathematischen) Intuitionismus und Konstruktivismus. Nach diesen sind die Logik und die Mathematik nicht etwas fertig

Gegebenes nach der Art der Wittgensteinschen weltspiegelnden Logik im „Traktat“, auf das die wechselnden empirischen Strukturen abgebildet werden können, sondern im Werden begriffene Systeme, die durch methodisches Konstruieren aufgebaut werden. Solch einer schöpferischen Tätigkeit geht Wittgenstein nun in der Sprache nach. Er gelangt auf diesem Wege zur Auffassung, daß die Sprache eine Ansammlung, Klasse von Sprachspielen ist. Freilich ist diese Auffassung nur eine Sprachtheorie unter anderen möglichen Sprachtheorien, ein wissenschaftlich-philosophischer Aspekt vom „Wesen“ der Sprache. Man kann die Wittgensteinsche späte Sprachauffassung als eine Variante der Aktualitätsthese W. v. Humboldts ansehen. Nach Humboldt ist die Sprache nichts Beständiges, kein abgeschlossenes „Werk“ (*Ergon*), sondern eine aktuelle Tätigkeit (*Energeia*), ein steter Vollzug im Sprechen selbst. Sprachspiele gibt es natürlich unzählig viele (die kognitive, abbildende wissenschaftliche Sprache ist nur eine unter anderen Sprachen), wie: Sprache des Bitens, Sprache des Befehlens, Sprache des Betens, künstlerische Sprachen usw. (vgl. Phil. Unters. § 22). Solche Teilsprachen sind nach Augustinus, den Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen“ zitiert, dadurch gekennzeichnet, daß man den Gebrauch der Wörter erlernen muß. Wenn man weiß, wie die Gegenstände benannt werden, dann benötigt man gar keine Abbildfunktion der Sprache mehr, d. h. eine Objekt(Ding)-Wort-Beziehung. Ja noch mehr, nicht alle Wörter beziehen sich auf existierende Gegenstände. Damit verläßt Wittgenstein vollständig das ontologische Fundament des „Traktats“. Um seine neue Auffassung zu demonstrieren, wählt er nicht nur solche Sprachspiele, wo der Gebrauch in der Erlernung semantischer Bedeutungsregeln besteht (d. h. wo eine Ding-Namen-Relation vorhanden ist), sondern auch z. B. eines, in dem der Ausdruck „Fünf rote Äpfel“ (Phil. Unters. § 1) vorkommt. Ein Ding namens „fünf“ gibt es aber nicht. Erst durch die Angabe eines empirischen Sprachrahmens erhält das Wort „fünf“ seine Bedeutung. Etwa beim Einkauf von Äpfeln gibt man seinen Gebrauch an, indem fünf Äpfel abgezählt werden. Die Sprache ist daher, wie gesagt, nicht ein bestimmtes, festumrissenes Phänomen, sondern eine Klasse von Sprachspielen. Von „der“ Sprache zu sprechen wäre nach dem späten Wittgenstein ebenso unsinnig, wie von „dem“ Spiel zu sprechen. „Das“ Spiel gibt es nicht, sondern nur einzelne Spiele innerhalb von empirischen Rahmen, d. h. durch Regeln bestimmte Handlungen bzw. Handlungsfolgen. Mit Augustinus und dem späten Wittgenstein ist also die Sprache, bzw. das Sprachspiel, ein System der Verständigung, dessen Kriterium nicht nur die Richtigkeit und Falschheit der Abbildung wie im „Traktat“ ist (so überhaupt Abbildung stattfindet), sondern auch deren Brauchbarkeit. Diese kann man konkret als die Erfüllbarkeit einmal geschaffener Regeln charakterisieren. Daß die Sprache ein Regelsystem ist, erlaubt es, sie vom Standpunkt der Entwicklung immer neuer Sprachspiele aus zu betrachten. Demnach gibt es Sprachen, für deren Sprachspiele die semantischen und syntaktischen Regeln des Gebrauches einmal festgelegt worden sind und sich

nicht mehr ändern, bzw. es entwickeln sich überhaupt keine neuen Sprachspiele mehr. Derartige Sprachen sind die toten Sprachen. Die Regeln der lebenden Sprachen können sich jedoch jederzeit ändern, neue Sprachspiele entstehen usw. Was ist dann nach Wittgenstein ein Wort? Ein Wort ist eine Schachfigur, deren Gebrauch durch Regeln erschöpfend festgelegt ist. Der Rahmen des Schachspieles ist außerdem noch durch die empirische Beschreibung des Spieles gegeben: ein und dieselben Wörter können also verschiedene Bedeutungen haben, je nachdem, welchem Sprachspiel sie angehören. Kennt man ein Sprachspiel nicht vollständig, z. B. nur die grammatischen (syntaktischen), nicht aber alle seine semantischen (= Bedeutungs-)Regeln, dann verstehe ich auch den Menschen nicht, der das betreffende Sprachspiel ausführt. Da nach Wittgensteins These die Sprache die Objektivierung des Denkens ist, gibt es die babylonische Sprachverwirrung, d. h. das Unvermögen, sich zu verständigen, auch zwischen denjenigen, die dieselbe Sprache sprechen, dann nämlich, wenn sie sich verschiedener Sprachspiele bedienen. Dies trifft nicht nur für philosophische Lehrmeinungen als Sprachspiele, sondern auch für verschiedene wissenschaftliche oder ästhetische etc. Sprachspiele zu. Um ein einfaches Beispiel zu nehmen: Die Bedeutung des deutschen Ausdruckes „wohltemperiertes Klavier“ ist im Rahmen des Sprachspieles, das Bach verwendet, genau festgelegt, im Rahmen eines physikalischen Sprachspieles würde der Ausdruck die Bedeutung „ein Klavier von Zimmertemperatur“ haben. Die Bedeutungen kann man also nur festlegen, wenn man sich gleichzeitig auf einen Rahmen festlegt, nach Wittgenstein auf ein Sprachspiel.

Dem Menschen wird aber sowohl hinsichtlich der Festlegung neuer Gebrauchsregeln wie auch hinsichtlich der Unterwerfung unter schon bestehende Regeln und Regelsysteme Freiheit gelassen. Damit wird das Problem, das im Platonischen „Kratylos“ angeschnitten wird, nämlich: „Wenn die Namen die Kenntnis der Dinge vermitteln, wie erkannte der Gesetzgeber die Dinge, da doch keine Namen vorhanden waren?“ (Kratylos 437 e) gelöst: nach Wittgenstein wird der Gesetzgeber der Schöpfer eines neuen Sprachspieles sein, der die Bedeutung eines Wortes zuallererst festlegt. Man sieht, daß eine der Hauptfunktionen der Sprache tatsächlich das Abbilden ist, d. h. daß die Sprache Erkenntnis ermöglicht, und tatsächlich ist dies eine dem Menschen seit Jahrtausenden aufgeprägte Verhaltensweise, sich in der Umwelt zu orientieren. Das abbildende Sprachspiel ist zweifellos im Falle der Erkenntnis, wie der „Traktat“ zeigt, am Platz; verabsolutiert man jedoch das abbildende Sprachspiel, bzw. die Abbildfunktion, und nimmt es als Prinzip jeder Ontologie schlechthin, dann gerät man in außerordentliche Schwierigkeiten. Man müßte nämlich dann annehmen, daß für jedes Wort bzw. für jeden Namen ein Gegenstand, ein Ding als „Träger“ existiert und wird somit zur Annahme an sich seiender platonischer Entitäten gezwungen. Das ontologische Prinzip, Namen anzugeben, denen an sich seiende Dinge und Seinsschichten entsprechen, wird durch Wittgensteins operative These

schwer erschüttert. Diese besagt kurz zusammengefaßt, daß die Wörter allein durch die Gebrauchsregeln im jeweiligen Sprachspiel gegeben sind und daher keine bezeichneten Gegenstände existieren müssen.

Wittgensteins Sprachphilosophie hat, wie gesagt, die größten Auswirkungen auf die gegenwärtige analytische Philosophie. Ganz allgemein liegt die operative These einer Reihe von wissenschaftlichen Untersuchungen zugrunde, der Grammatik Chomskys, der operativen Logik Lorenzens und des Russen A. A. Markov Algorithmen-Theorie der Mathematik; letztere ist ganz auf Regeln für Rechenverfahren begründet.

Wittgensteins späte Philosophie zeigt, daß wir gewisse wissenschaftliche bzw. philosophische Probleme entweder klarer herausarbeiten oder lösen können. Nach Ryle, der sich mit der ersten Möglichkeit beschäftigt hat, können wir entgegengesetzte Meinungen als Dilemma formulieren, dann nämlich, wenn – um mit Wittgenstein zu sprechen – die zwei Meinungen zwei verschiedenen Sprachspielen angehören, die nicht ineinander übersetzt werden können. Exakt lösbar sind Probleme nur dann, wenn sie in einem einzigen Sprachspiel formuliert werden, wir würden heute sagen, wenn sie innerhalb eines gemeinsamen sprachlichen Rahmens nach Art einer wissenschaftlichen Theorie behandelt werden.

Wittgenstein hat mit seiner operativen Sprachthese befreiend auf die Entwicklung der Gegenwartsphilosophie gewirkt. Welcher Philosophie aber? Einer Philosophie, die nicht, wie Wittgenstein im „Traktat“ nur die Voraussetzungen und Methoden desjenigen Sprachspieles, das „wissenschaftliche Erkenntnis“ heißt, analysiert, sondern auch ganz allgemein die Voraussetzungen und Methoden unseres Denkens, soweit es sich in der Sprache objektiviert, manifestiert. Stößt der frühe Wittgenstein an die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis, so der späte an die der Sprache und somit des Denkens selbst. Die Wittgensteinsche Philosophie ist eine nüchterne und sachliche Philosophie, die nicht nur durch ihre Methode und ihre intellektuelle Redlichkeit besticht, sondern auch durch die sokratische Bescheidenheit, mit der sie ihr Schöpfer vorträgt: „Ich hätte gern ein gutes Buch hervorgebracht. Es ist nicht so ausgefallen, aber die Zeit ist vorbei, in der es von mir verbessert werden könnte.“ (Vorwort zu den „Philosophischen Untersuchungen“)

Wittgenstein rät also den Philosophen und sonstigen Wissenschaftlern, welcher Richtung sie auch immer angehören, ihren Sprachgebrauch, ihre Bedeutungsfestlegungen offen und ehrlich anzugeben. Können wir auch oftmals nicht aus unserem eigenen Sprachspiel, aus unserem Sprachsystem heraus, so werden wir uns auf diese Weise angesichts der anderen Ansicht, die einem grundverschiedenen Sprachspiel angehört, doch wenigstens des Dilemmas bewußt. Können wir aber eventuell unsere eigene Sprache in die des Gegners übersetzen und umgekehrt, dann können wir auch das Dilemma lösen. Erst aber eine einheitliche Sprache trägt den Keim zu einer einheitlichen Philosophie von Weltgeltung in sich, die den zukünftigen großen Aufgaben gerecht werden kann.

Gerald Bisinger

ZUSTÄNDE AKTUELLER LYRIK

13., 15. und 18. 12. 1967

In einer Besprechung über Ernst Jandls Buch „Laut und Luise“¹ schreibt Peter O. Chotjewitz (in Heft 18/ Oktober 1967 der österreichischen Literaturzeitschrift „Literatur und Kritik“): „Nun haben wir nicht mehr das Problem des Verhältnisses zwischen Literatur und Gesellschaft und wir haben keine literarischen Probleme mehr. Das heißt, wir haben keine Literatur mehr, und das ist ein herrliches Gefühl. Denn uns gibt es ja immer noch, wir sind noch da und wir haben immer bessere Einfälle und wir machen immer bessere Sachen.“

„Wir haben keine Literatur mehr“, das heißt: wir wollen keine *Literatur* mehr haben, wir wollen keine *Kunst* mehr haben, wir wollen keine angestaubten, abzustaubenden Gipsfiguren mehr haben, oder – mit Ernst Jandl zu sprechen – wir wollen sie nicht mehr haben:

„hohe Gegenstände
werte Gegenstände
geehrte Gegenstände
verehrte Gegenstände
erlauchte Gegenstände
sehr geehrte Gegenstände
hochzuverehrende Gegenstände“

und so weiter, und so weiter: sie alle wollen wir nicht mehr haben: um funktionieren zu können.

„Wir gewinnen das lange Zeit verloren gewesene Prinzip der Utopie jeder schöpferischen Handlung zurück“, schreibt Chotjewitz in der gleichen Besprechung.

Die schöpferische Aktion wird durch den instituierten *Kunst*apparat sofort deformiert, wird annulliert, wird zu einer Scheinaktion. Ein Gedicht zum Beispiel, das als *Kunst* konzipiert wird, kann bloß die unpoetische Funktion haben, Studenten der Literaturwissenschaft zu sekkieren.

Wir können heute ausrufen: Keine *Kunst*!

Wir können heute nachweisen: Gedichte funktionieren!

Das Mißtrauen gegen die *Kunst*, gegen die *Literatur* ist intensiviert, ist weltweit. Der erlesene Kreis von Eingeweihten, der elitäre, sagen wir: Gedichte – weil von Lyrik die Rede sein soll – konsumierende Kreis muß aufgebrochen werden: so oder so und so und so.

Im Nachwort-Essay zu der Dokumentation der im Winter 1966/67 in der Akademie der Künste zu Berlin stattgehabten Veranstaltungsreihe „Ein Gedicht und sein Autor. Lyrik und Essay“, an der 21 Lyriker aus 11 Staaten, einschließlich der USA und der UdSSR, teilnahmen, zieht Walter Höllerer das Fazit: „Es liegt ihm“ – und das ist eben der Autor von Lyrik heute – „daran, an Gegenwärtiges ohne gestrige Vorbehalte heranzukommen.“²

Gestrige Vorbehalte: in schärfster Konsequenz sind das alle Ordnungssysteme, alle durchaus auch erforderlichen Ordnungssysteme, deren Vorläufigkeit dennoch bewußt bleiben muß. Ordnungssysteme – sie werden durch schöpferische Aktionen in Frage gestellt, verändert, umgekrempelt – Galilei, Kopernikus, Einstein. (Warum sollten immer nur Gedichteschreiber genannt werden?!)

Jeder Autor von Lyrik, der an Gegenwärtiges herankommt, der in seinen Gedichten und durch sie bisher Unbekanntes ins Bewußtsein bringt, wirkt der Verfestigung von Systemen, wirkt deren Leerlauf entgegen: er schreibt zwangsläufig funktionierende Gedichte.

Kunst, Literatur – diese Begriffe sind für viele Autoren Signale der Verfestigung.

Friederike Mayröcker benennt ihren Band poetischer Texte nach einem Zyklus, den sie an den Anfang stellt: „Tod durch Musen“.³ Sie setzt sich ausdrücklich ab von den Stukkaturen und goldenen Büsten des 19. Jahrhunderts, die für Wiener Kunstvorstellungen immer noch relevant sind.

Der polnische Lyriker Tadeusz Rozewicz formuliert: „Die Überzeugung davon, daß das frühere ‚ästhetische Erlebnis‘ tot ist, ist die ständige Plattform meiner literarischen Praxis. Das Sprechen ‚direkt‘ sollte zur Quelle hinführen, zur Wiedergewinnung des banalen Glaubens, der banalen Hoffnung, der banalen Liebe.“²

Rozewicz steht nach einem totalen Krieg am Anfang, steht vor Leichen, vor Schutt und Ruinen, ist konfrontiert mit dem Fiasko aller Traditionen; dies prägt seine poetologische Haltung. Er sagt: „Meine Gedichte betrachte ich mit großem Mißtrauen. Ich habe sie aus dem Rest der übriggebliebenen, geretteten Worte gefügt, aus uninteressanten Worten, aus Worten vom großen Müllhaufen, vom großen Friedhof. Ich bildete mir ein, ich sei der erste Mensch, der sagt ‚Guten Tag‘, ‚Wasser‘, ‚Die Sonne geht auf‘... Ich schuf Poesie für Entsetzte. Für dem Gemetzel Preisgegebene. Für Überlebende. Wir lernten das Sprechen von vorn. Sie und ich.“⁴

Rozewicz weist jedes Etablissement *künstlerischer* Eitelkeit ab: „Mir schwebt eine Lyrik ohne Eigenschaften vor. Eine Lyrik, die wieder anonym, wieder ‚Die Stimme des Anonymus‘ wäre“. Und polemisch formuliert er: „Das, was den ‚Neuerern‘ aller Schattierungen als das Fegefeuer, ja die Hölle erscheint, die Anonymität, der Mangel an schöpferischer Persönlichkeit, das Fehlen jeder Erkennungsmarke – ist meine Reinigung.“²

Robert Creeley, einer der wichtigsten neuen Lyriker der USA, steht – ohne solch krassen Vorbedingungen wie Rozewicz ausgesetzt gewesen zu sein – ebenfalls essentiell am Anfang, ist der *Literatur* gegenüber skeptisch. Das Interesse an der Sache verdrängt das Interesse an der *Literatur*; allerdings ist ihm auch die Sprache als Sache bewußt, ihm, der schon früh wissen wollte, was die Leute sagten, und genauer, was sie damit *meinten*. Creeley berichtet von seinen Anfängen als Schreibender:

„Um davon zu sprechen, wie es war, daß ich zur Dichtung kam: zu Beginn war ich viel mehr interessiert am Schreiben als solchem als an seinen verschiedenen

Arten, und vielleicht bin ich in dieser Hinsicht typisch amerikanisch. Zunächst einmal scheute ich vor dem Wort ‚Dichter‘ zurück und allen seinen Assoziationen, die es in der Welt hatte, in der ich mich damals bewegte. Es bedeutete Verschwommenheit und Romantik und häufig eine fragwürdige Sexualität. Kurz, es war keine passende Beschäftigung für einen jungen Mann, der im Neu-England-Stil groß geworden war, und dessen Begriffe von Sprache und Sensibilität puritanisch depraviert waren. Das Leben war wirklich und das Leben war ernst, und damit hatte man genug zu tun. Doch die Eindringlichkeit, mit der ‚Wörter‘ mich gefangen nahmen, begann früh, einfach, weil ich so gern wissen wollte, was die Leute sagten, und genauer, was sie damit *meinten*.“²

Rozewicz äußerte: „Das Sprechen ‚direkt‘“ sollte zur Wiedergewinnung einer bewohnbaren Welt führen. Vor einem ganz anderen Hintergrund setzt sich Charles Olson, der schon heute als der große alte Mann der neuen amerikanischen Dichtung angesehen wird, für das direkte Sprechen ein. Und auch er steht gegen das traditionell *Literarische*. In seinem „Brief an Elaine Feinstein“ nennt er es einen „Vorzug des Sprechrhythmus ... daß er illiterat ist: das Nicht-Literarische ganz im Sinne Dantes, der von der Volkssprache spricht, die der Grammatik überlegen sei – daß gesprochene Sprache als Kommunikator vor dem Individuum da ist, und daß man sie mitkriegt sobald als und mit der Muttermilch ... er sagte Ammenbrust. Mit anderen Worten, Sprechrhythmus, nur wie ihn jeder von uns hat, wenn wir ausgehen von dem Kraftstrom, wie er uns eingeblasen wurde und wie wir ihn selber blasen, welch letzteres wir bis zur Stunde so sehr zurechtgemacht haben – wenn wir uns aus dieser ‚allgemeinen‘, nicht grammatischen Quelle nähren.“²

Der Übersetzer Klaus Reichert bezeichnet eine wichtige Verbindungslinie zwischen dem direkten Sprechen eines Creeley, eines Olson und der europäischen konkreten Dichtung. Er schreibt im Nachwort zu der zweisprachigen Ausgabe der Creeley-Gedichte⁵: „Vom Herzen, zum Beispiel, ist oft die Rede: es hat physische Dimension, keine metaphysische, die wir Europäer automatisch mitdenken. Unsere Literaturen sind ein Bezugssystem aus relativ fixen Symbolen; unsere Wörter haben – Literaturgeschichte. Die Amerikaner hingegen wollen in den Wörtern lediglich das Zeichen sehen, solches, das Relevanz und Bezug nicht ein für allemal erschöpft hat, sondern sie, von Kontext zu Kontext, ständig erneuert.“ Und er setzt in Klammern hinzu: „Das, was bei uns die Konkreten tun, wäre in der Intention vergleichbar.“

Ganz in diesem Sinne, Reichert also bestätigend, äußert sich Helmut Heißenbüttel, wenn er spricht vom „Zeigen mit Hilfe von Sprache. Nicht mit Hilfe von sprachlich angenommenen Bildern.“² Solche Bilder müssen sich stets auf ein traditionell verfestigtes Bezugssystem von Bedeutungen berufen, wie es Klaus Reichert der konventionellen europäischen Literatur voraussetzt.

Gedichte, die als *Kunst* konzipiert werden, können nur zur Sekkatur von Studenten und Schülern dienen.

Sie folgen Regeln, die von dem abgeleitet werden, was bisher als *Kunst* galt. Sie verfestigen gestrige Vorbehalte, laufen leer. Das funktionierende Gedicht, das bisher Unbekanntes ins Bewußtsein bringt, kann sich selbst nicht als *Kunst* verstehen.

Walter Höllerer hat 1965 mit seinen „Thesen zum langen Gedicht“⁸ eine Sorte funktionierender Gedichte besonders akzentuiert.

„Die erzwungene Preziosität und Chinoiserie des kurzen Gedichts!“ heißt es da polemisch zugespitzt; die Stoßrichtung aber verläuft: gegen *Kunst*. „Im langen Gedicht will nicht jedes Wort besonders beladen sein. Flache Passagen sind nicht schlechte Passagen, wohl aber sind ausgedrechselte Stellen, die sich gegenwärtig mehr und mehr ins kurze Gedicht eingedrängt haben, ärmliche Stellen.“

Und hier ein zentraler Satz aus diesen Thesen: „Wer ein langes Gedicht schreibt, schafft sich die Perspektive, die Welt freizügiger zu sehen, opponiert gegen vorhandene Festgelegtheit und Kurzatmigkeit.“

Freizügigkeit ist ein Stichwort: Offenheit dem Unbekannten gegenüber, es ansaugen wollen und aufnehmen; ein Verweis auf den „offenen Vers“⁷ Olsons, die Forderung eines offenen Gedichtes.

In lange Gedichte spricht der Autor öffentlich hinein, hält sich nicht an den schriftlich fixierten Text: Ich habe es von Olson erlebt in der Akademie der Künste zu Berlin, ich habe es anhand einer Tonbandaufnahme von der Ferlinghetti-Lesung in Royal Albert Hall, London,⁸ nachgeprüft, ich habe es erlebt von Michael Horovitz in Berlin.

„Das lange Gedicht“, heißt es irgendwo zu Anfang der „Thesen“, „ist im gegenwärtigen Moment, schon seiner Form nach politisch; denn es zeigt eine Gegenbewegung gegen Einengung in abgegrenzte Kästchen und Gebiete.“ Das lange Gedicht ist also seiner Form nach jedenfalls politisch, es ist oft ausdrücklich politisch, etwa bei Lawrence Ferlinghetti oder Gregory Corso, es ist so gut wie immer nur der Form nach politisch bei Friederike Mayröcker, deren ausfasernde Textflächen voller verbaler Tagträume radikal opponieren gegen Einschnürung und Einengung (nicht zuletzt auch durch den mitteleuropäischen *Kunst-* und *Literatur-*Betrieb; die intensive Reflexion aufs einengend Traditionelle bleibt ein europäisches Spezifikum).

Und der letzte Satz der Thesen: „Das lange Gedicht als Vorbedingung für kurze Gedichte“, kann auch als Hinweis verstanden werden auf künftige kurze, ausdrücklich politische Gedichte, wie sie etwa Erich Fried 1966 in dem Band „und Vietnam und“⁹ veröffentlicht hat.

Mit funktionierenden Gedichten kann man Umgang haben, und „Umgangspoese“ ist funktionierende Poese. Peter Rühmkorf spricht von „Umgangspoese“¹⁰ und meint damit untergründige Kinderverse, Schlagerparodien, die die Verlogenheit des Originals entlarven, seinerzeit lebensgefährliche politische Witzverse. Diesen anonymen funktionierenden Gedichten stehen funktionierende Gedichte zur Seite, deren Autoren von denen nicht mehr genannt werden können, die mit diesen Gedichten leben, für die sie eine existentielle Selbstverständlichkeit sind.

Robert Creeley notiert: „Ein Gedicht ist ein Sonderfall der Verwendungszwecke der Sprache und geht weit über den, der es schreibt, hinaus – bis zur Anonymität eines Liedes am Ende. In dieser Hinsicht könnte es sein, daß der Dichter auf die endgültige Auslöschung seiner selbst hinarbeitet, genau dies zum Lied macht – endlich frei von seiner eigenen Zeit, seinem Ort.“⁵

Das anonyme Lied – hat es nicht H. C. Artmann mit einigen seiner Wiener Dialektgedichte¹¹ erreicht? Haben sich nicht einige emanzipiert von ihrem Autor? Und sind sie nicht längst frei von den privaten Augenblicken seiner Zeit und haben ihn befreit von den privaten Orten seiner komplizierten Persönlichkeit?

Gedichte, die funktionieren, sind Gedichte, die sich von ihrem Autor befreien können, von seinem Namen, sind Gedichte, die ihren Autor befreien können von seinen privaten, weltbewegenden Problemen, sind Gedichte, die funktionieren: keine *Kunst*.

Anmerkungen

- 1 Jandl, Ernst, *Laut und Luise*. Gedichte, (Olten 1966).
- 2 Siehe: Höllerer, Walter (Hrsg.), *Ein Gedicht und sein Autor*. Lyrik und Essay. Mit einer Einleitung von Walter Höllerer, (Berlin 1967).
- 3 Mayröcker, Friederike, *Tod durch Museen*. Poetische Texte, (Reinbek 1966).
- 4 Siehe: Rozewicz, Tadeusz, *Formen der Unruhe*. Gedichte. Hrsg. und übertragen von Karl Dedecius, (München 1965).
- 5 Creeley, Robert, *Gedichte*, (Frankfurt 1967).
- 6 In: *Akzente*, Heft 2/65, (München 1965).
- 7 Siehe: Olson, Charles, *Gedichte*, (Frankfurt 1965).
- 8 Siehe auch: *Wholly Communion. International Poetry Reading at the Royal Albert Hall*, London June 11th 1965, (London 1965).
- 9 Fried, Erich, *und Vietnam und*. Einundvierzig Gedichte, (Berlin 1966).
- 10 Siehe: Rümke, Peter, *Über das Volksvermögen*. Exkurse in den literarischen Untergrund, (Reinbek 1967).
- 11 Artmann, Hans Carl, *med ana schwoazzn dintn*. gedichtar aus bradnsee, (Salzburg 1958).
Schallplatte: *Schwarze Lieder*. Text von H. C. Artmann und von Gerhard Rühm. Musik von Ernst Kölz. Gesungen von Helmut Qualtinger. Preiser Records, (Wien 1966).

Herbst 1967

Einzelvorträge

- Mittwoch, 18. Oktober, 18.30 Uhr:
Univ. Prof. Dr. Friedrich Schaller
Bau und Funktionsprinzipien der Sinnesorgane und Sinnesleistungen der Tiere
Mit Lichtbildern
- Donnerstag, 19. Oktober, 19.30 Uhr:
Dr. Werner Mann
Die Stellung der Psychologie in der Gesellschaft
- Montag, 30. Oktober, 18.30 Uhr:
Univ. Prof. Dr. Eugen Thurnher (Innsbruck)
Sinn und Form des barocken Romans
- Donnerstag, 9. November, 18.30 Uhr:
Univ. Ass. Dr. Robert Trapp
Mathematische Psychologie
- Mittwoch, 15. November, 18.30 Uhr:
Dr. Herwig Knaus
Die soziale Stellung des Musikers in Österreich im 17. Jahrhundert
- Donnerstag, 16. November, 18.30 Uhr:
Dr. Maria Herok
Zur Psychologie der berufstätigen Frau
- Mittwoch, 22. November, 18.30 Uhr:
o. Hochschulprof. Dr. Richard Kerschagl
Stehen wir vor einer Götterdämmerung des Goldes?
- Donnerstag, 23. November, 18.30 Uhr:
Oberarzt Dr. Helmut Denck
Die Problematik der modernen Gefäßchirurgie
- Mittwoch, 29. November, 18.30 Uhr:
Dr. Wilhelm Mrazek
Die Wiener Werkstätte
Modernes Kunsthandwerk 1903-1933
Mit Lichtbildern
- Donnerstag, 30. November, 18.30 Uhr:
Hochschulprof. Dr. Helmut Florian (Graz)
Rechenmaschine oder Elektronengehirn?
Aufbau und Einsatz elektronischer Rechenmaschinen
- Donnerstag, 14. Dezember, 18.30 Uhr:
Rudolf Strübl
Der Behinderte – vollwertige Arbeitskraft oder Rentner?
Berufsmöglichkeiten für Behinderte

Arbeitskreise für höhere Selbstbildung

1. Mathematik und Sozialwissenschaft

Dipl. Ing. Günter Rehak

Dienstag, 10. Oktober, 18.30 Uhr:

Die formale Beschreibung der Erscheinungen des sozialen Lebens

Dienstag, 17. Oktober, 18.30 Uhr:

Mengenlehre

Dienstag, 24. Oktober, 18.30 Uhr:

Graphentheorie

2. Recht im modernen Wirtschafts- und Sozialgefüge

DDDDr. Robert Rimpel

Montag, 23. Oktober, 18.30 Uhr:

Gewandelte Gesellschaft – rechtliches Neuland

Montag, 6. November, 18.30 Uhr:

Große Rechtsreformen – Möglichkeiten und Grenzen

Montag, 20. November, 18.30 Uhr:

Wissenschaft im Dienste des Sozialen

Montag, 4. Dezember, 18.30 Uhr:

Bedrohung des Menschen durch die Umwelt – heute und morgen

3. Zustände aktueller Lyrik

Gerald Bisinger

Mittwoch, 13. Dezember, 18.30 Uhr:

Skizze zur internationalen Lage

Freitag, 15. Dezember, 18.30 Uhr:

Österreichische Ergebnisse und Impulse

Montag, 18. Dezember, 18.30 Uhr:

Lyrik im deutschen Sprachraum, einschließlich der DDR

Rudolph Franz Brauner

DER WEG ZUR ZWÖLFTONMUSIK

24. 1. 1974

Die Entwicklung der Zwölftontechnik zeichnete sich zunächst auf dem Gebiet der Melodik und somit der Einstimmigkeit ab. Zugleich mit der Beseitigung des sog. harmonischen Satzes im Stil des Impressionismus durch *Debussy* und andere Tonsetzer war auch der „horizontale“ Faktor des Tonsatzes wieder zu stärkerem Recht gelangt, wenngleich bei *Mahler*, *Strauss* und *Franz Schmidt* die alte Kadenz, ja streckenweise sogar noch die Diatonik, als ideelles Baugerüst der Harmonik bestehen blieb. Die verschiedenen Strömungen begannen in dieser Epoche, einander zu überlagern und – bereits vor und noch mehr nach dem Zweiten Weltkrieg – einem Pluralismus Platz zu machen, den die Klassik und die Romantik noch nicht gekannt hatten.

Die rückschauende Betrachtung zeigt, daß etwa *Bruckner* und *Brahms* gar keine so ausgeprägten Antipoden waren, wie es den Zeitgenossen erschien. Und der Musikästhetiker *Eduard Hanslick* stellte der von ihm heftig kritisierten Musik *Richard Wagners* und *Anton Bruckners* im wesentlichen nicht Werke der damaligen Gegenwart gegenüber, sondern legte den Maßstab klassischer Idealbilder an, der längst der Vergangenheit angehörte. Im zwanzigsten Jahrhundert trat bis heute eine Vielfalt verschiedener „Richtungen“ der Musik auf, was mit *Arnold Schönbergs* Tondichtungen als bewußt gegensätzlichen Erscheinungen einer „neuen Wiener Schule“ im Vergleich zur Tradition sinnfällig begann.

Im voraus sei festgehalten, daß die „Zwölftonmusik“ und die sog. „Atonalität“, welche meist in einem Zuge genannt werden, auf zwei völlig verschiedenen Ebenen liegen. Diese Erscheinungen werden hier vorläufig auch getrennt behandelt. Man kann „atonal“ komponieren, ohne sich der Zwölftontechnik zu bedienen, und man vermag nach der „Zwölftontechnik“ zu schreiben, ohne einen atonalen Satz zu produzieren. Letzteres hat *Alban Berg* in größeren Partien seines Tondramas „*Wozzeck*“ sowie in seinem „Violinkonzert“ bewiesen, welches sich in einem zwielichtigen g-Moll - B-Dur bewegt und dabei in sog. „freier“ Zwölftonmanier gestaltet ist. Zunächst wollen wir das Problem der *Atonalität* behandeln.

Die schon im vorigen Jahrhundert aufgetretene „Erweiterung“ der Tonalität zu einem alle zwölf Töne der chromatischen Skala umfassenden Tonsystem brachte auch eine diffizile Melodik mit sich, welche den diatonischen Bereich sprengte. Dabei ist hier nicht gemeint, daß man sich in der Hoch- und Nachromantik gerne chromatischer Gänge bediente (siehe z. B. den 1. Satz der 2. Symphonie von *Mahler*), sondern daß breit ausschwingende Kantilenen zehn, elf oder gar zwölf verschiedene Töne in die Melodielinie einbeziehen.

So weist z. B. in *Wagners* „Tristan und Isolde“ (2. Aufzug) eine Streichermelodie zehn verschiedene Töne (bei bloß geringfügigen Tonwiederholungen) auf

(h-g-cis-d-c-gis-a-eis-fis-e). Bei *Reger* finden wir ebenfalls ein zehntöniges Thema, und zwar im 1. Satz seines „Streichquartetts“ fis-Moll (op. 121) (g-b-f-as-e-d-es-fis-cis). *Josef Rufer* weist in der symphonischen Dichtung „Also sprach Zarathustra“ von *Richard Strauss* (Abschnitt „Von der Wissenschaft“) ein Thema mit zwölf Tönen nach (c-g-h-fis-d-es-b-a-e-cis-f-as).¹

An dieser Stelle ist die Feststellung angebracht, daß es in der Zwölftonmusik keine enharmonische Unterscheidung gibt. Das Tonmaterial besteht ausschließlich aus der gleichschwebend temperierten Tonskala (von c bis h). Es ist gleichgültig, ob man cis oder des, gis oder as schreibt. Das ideale Instrument für die Anwendung der Zwölftonmusik ist daher das Klavier. Für die Entscheidung der Schreibweise enharmonisch gleicher Töne ist höchstens die Stimmführung maßgebend. Man wird aufwärts eher Kreuztöne, abwärts eher B-Töne notieren, was allerdings die Spieler von Streich- und Blasinstrumenten leicht veranlassen kann, in „Reinstimmung“ zu verfallen, was der Zwölftonmusik jedoch prinzipiell abträglich ist. Auch die Spieltechnik kann die Notation bestimmen.² So wird ein Hornist auf dem F-Horn lieber ein „es“ als ein „dis“ blasen.

Um der Ausführung von Zwölftonstücken in temperierter Stimmung mit dem Koeffizienten $\sqrt[12]{2}$ gerecht zu werden, hat *Herbert Eimert* in seiner Abhandlung „Atonale Musiklehre“ (Leipzig 1924) für Zwölftonkompositionen – unter Berufung auf den russischen Komponisten *Jefim Golyscheff* – eine neue Notenschrift entworfen. Er schlug die Abschaffung der Versetzungszeichen sowie für die Noten der Töne der schwarzen Klaviertasten kreuzweise durchstrichene Notenköpfe vor. Seine Reform vermochte sich jedoch, ebenso wie andere Erneuerungsvorschläge, nicht durchzusetzen.

Das Wort „Atonalität“ bedeutet „Grundtonlosigkeit“, bewußte Vermeidung einer Tonika oder gar eines Tonikadreiklages. Die atonale Musik negiert überhaupt die Konsonanz in Dreiklängen, aber auch die sog. „charakteristischen“ Dissonanzen der Funktionsharmonik (Dominantseptakkord und Unterdominantsextakkord), um Anklänge an kadenzmäßige Zusammenhänge zu vermeiden. Der Weg zu einem derartigen Tonsatz führte über die „Tonalitätsverschleierung“.³ In der Hoch- und Nachromantik tritt häufig das Bestreben hervor, die Tonart zu verbergen, zu verschleiern. Dies ist ohne weiteres möglich. Jeder routinierte Komponist vermag einen Satz zu schreiben, der durchaus „tonal“ ist, in dem aber der Grundton nicht ein einziges Mal vorkommt.

Eine große Rolle spielt dabei auch die tonartliche „Rückung“.⁴ Es werden dabei verschiedene tonartliche Komplexe einfach (ohne Modulationsmechanismus!) nebeneinandergestellt. Zu dieser Entwicklung hat auch die „Sequenztechnik“ in den Orchesterwerken von *Bruckner* und *Mahler* beigetragen. Man findet oft in jedem Takt eine neue „Tonart“. Gleichwohl kann man dabei noch „Funktionsklänge“ erkennen. Bald wird die Funktionsharmonik jedoch zertrümmert. Sie macht einer neuen Technik „funktionsloser“ Harmonik Platz, deren verschiedene Ausprägungen *Erpf* eingehend beschreibt.⁵ So folgen z. B. in *Richard Strauss* „Salome“ verschiedenste Dreiklänge einander, deren

Folge ein tonales Zentrum nicht erkennen läßt. Meist handelt es sich um Terzschriffe der Akkordgrundtöne, jedoch um Tonartklänge, die im Quintenzirkel ziemlich weit voneinander entfernt sind. Eines der frühesten Beispiele hierfür findet sich in *Beethovens* 9. Symphonie (4. Satz, beim Abschluß der Chorstelle „... und der Cherub steht vor Gott!“), wo nach dem ätherischen A-Dur plötzlich die Tonika des kraftvolleren F-Dur eintritt. Letzten Endes ist auch die „Atonalität“ nichts anderes als eine „Tonartverschleierung“, allerdings bei sehr häufig wechselndem Grundton („schwebende Tonalität“).

Der Begriff „Atonalität“ ist heftig kritisiert worden, und zwar zunächst von *Schönberg* selbst. *Paul Hindemith* vertritt mit Nachdruck die Auffassung, daß wir „den Tonverwandtschaften nicht entgehen können“.⁶ Ferner schreibt er: „Die Tonalität ist ein Naturgesetz.“⁷ Auch *Schönberg* konstatierte, daß stets „von Ton zu Ton eine Beziehung besteht“.⁸ Automatisch entstehen – nach *Hindemith* – „tonale Zellen“ und „harmonische Felder“,⁹ wenn auch ein „Grundton“ und „Funktionsklänge“ noch so bewußt umgangen werden mögen. Schließlich kommt der Gegenwartstheoretiker *Peter Stadlen* zu dem Schluß, daß die „Tonalität weder eine Phase, noch ein Stil, sondern das eigentliche Wesen der Musik überhaupt“ ist.¹⁰ *Alois Haba* bezeichnet den Begriff „atonal“ als irreführend und überflüssig.¹¹

Den Reiz sog. „atonaler“ Kompositionen macht wohl gerade die „schwankende“ Tonalität, das Schillern des Tonsatzes, der kaleidoskopische Wechsel der Grundtonherrschaft aus. *Von der Nüll* wies in *Schönbergs* „Klavierstücken“ (op. 11) deutliche Tonalitätsbeziehungen nach.¹² Diese Stücke hatten seinerzeit als extrem „atonal“ gegolten. Im übrigen darf zum Problem der Atonalität und der Entwicklung, die dazu führte, auf die Arbeit des Autors „Vom Dreiklang zum Zwölftonakkord“¹³ verwiesen werden, da breitere Wiederholungen hier vermieden werden sollen.

Die Klangtechnik der Atonalität bevorzugt Akkorde mit großen Septen, kleinen Sekunden und Tritonusintervallen. *Alois Haba* meint, „daß die Zuhilfenahme großer Septen und kleiner Sekunden der einzige Weg sei, um zu neuen Klanggestalten zu gelangen, die noch nicht aus dem Typenkatalog der funktionellen Harmonielehre bekannt sind“. Hier sind in erster Linie die Quart- und Quintenakkorde zu erwähnen, die im atonalen Satz ein neues Klangbildungsprinzip demonstrieren.

Man hat versucht, für den Begriff „Atonalität“ neue, andere Begriffe zu setzen, ist aber damit nicht sehr weit gekommen. *Siegfried Borris*¹⁴ schlug vor, den Begriff „atonal“ durch „a-tonikal“ zu ersetzen, was recht einleuchtend klingt. Man könnte auch „anti-tonal“ sagen. *Friedrich Herzfeld*¹⁵ zieht es vor, zu resignieren, weil die Ausdrücke „untonal“, „atonikal“, „extonal“ usw. „die Mißverständnisse auch nicht beseitigen konnten“. Er schreibt: „Es muß also wohl bei atonal bleiben.“ Übrigens bringen beide angeführten Werke ausgezeichnete Schilderungen der Musik *Schönbergs* und seines Kreises.¹⁶

Wollen wir uns nun mit der Theorie der *Zwölftontechnik* näher befassen, so ist überblicksweise folgendes

festzuhalten: Die Zwölftonmelodie soll nicht nur – wie schon angedeutet – alle Töne der chromatischen Skala enthalten, es sollen aber auch keine Tonwiederholungen vorkommen. (Die Gründe hierfür liegen im Problem der „Atonalität“, das wir bereits erörtert haben.) Unmittelbare Wiederholungen oder sofortige Oktavversetzungen eines Tones sind „erlaubt“. Jeder Zwölftonkomposition liegt eine „Reihe“ aus den unwiederholten zwölf Tönen zugrunde, welche *Schönberg* „Grundgestalt“ nannte. Sie ist primär „Material“ der Komposition, kann aber auch „Melodie“ sein. Zum „Thema“ wird sie erst durch Rhythmisierung, Phrasierung, Dynamik und Agogik.

Durch Permutation der chromatischen Skala ergeben sich 479 001 600 Reihengestalten. Unter ihnen gibt es wieder ganz besondere Reihen, nämlich die „Allintervallreihen“, welche nicht nur alle zwölf Töne, sondern auch alle denkbaren elf Intervalle enthalten. *Herbert Eimert* hat in einem Buch¹⁷ eine ausführlich ausgestattete „Reihentheorie“ niedergelegt.

Danach gibt es 3856 „Allintervallreihen“.¹⁸ Bemerkenswert ist, daß sich mehrere wissenschaftliche Institute längere Zeit vergeblich bemühten, die Anzahl der möglichen Allintervallreihen zu berechnen. Erst dem Informationstheoretiker und Professor an der TH Wien, *Heinz Zemanek*, ist es gelungen, mit Hilfe eines Computers die vorher angegebene Zahl exakt zu bestimmen. Dann kamen Kölner Mathematiker zu dem gleichen Ergebnis.

Es gibt auch einen „Zwölftonakkord“, den z. B. *Alois Haba* verwendete. Dieser Akkord kann auch aus Quart- und Quinten aufgebaut werden. Sind die Intervalle eines Zwölftonakkords der Größe nach geordnet, so heißt er „Pyramidenakkord“.¹⁹ Schon in den zwanziger Jahren verwendeten *Alban Berg* (z. B. in der „Lyrischen Suite“) und *Fritz Heinrich Klein* solche Reihen und Akkorde. Innerhalb der Allintervallreihen treten ihrerseits wieder die „symmetrischen“ hervor, in denen die Intervalle um ein Mittelstück symmetrisch angeordnet sind.²⁰

In jeder symmetrischen Allintervallreihe fallen Krebs und Umkehrung zusammen. Es gibt daher nur eine „Ableitung“ der Grundreihe. *Rufer* stellt fest: „Beim Grundtypus der symmetrischen Reihe ist der sechstönige Nachsatz eine Spiegelform (Umkehrung, Krebs der Umkehrung) des Vordersatzes.“²¹ Das Mittelstück der Reihe ist dabei stets der Tritonus. Am Anfang steht immer das „c“, am Schluß das „fis“ oder umgekehrt, doch ist die Reihe selbstverständlich auf alle Stufen der chromatischen Zwölftonskala transponierbar.

Die Betrachtung der Quart- und Quintenakkorde (*Egon Wellesz* bringt im Takt 1377 seiner Oper „Bakchantinnen“ einen aus sieben Quinten aufgebauten Zusammenklang!) zeigt uns bereits eine Querverbindung zwischen der „Zwölftontechnik“ und dem „atonalen“ Satz. Sie lassen sich nämlich zu „Zwölftonakkorden“ ausbauen. Die Regeln der „Zwölftonmusik“, die *Herbert Eimert* nach den Grundsätzen *Schönbergs* aufstellte,²² zielen allerdings auf einen „atonalen“ Satz ab. *Ulrich Dibelius* hält „die Zwölftonmethode für unlösbar an die Atonalität gebunden“.²³ Diese Auffassung vermag der Autor nicht zu teilen.

Die erste Zwölftonkomposition ist nach *Josef Rufer* (wie oben,²⁴ S. 55) in *Schönbergs* „Suite für Klavier“ (op. 25) zu erblicken. Sie entstand 1924. Die Reihe (Zwölftonreihe), die das Material der Komposition liefert, ist – wie *Schönberg* mehrfach betonte – keine blutleere Konstruktion, sondern muß ebenso vom „Einfall“ getragen werden wie die „Melodie“ im tonalfunktionellen Tonsatz.²⁵

Die „Reihe“ wird im Verlauf der Komposition verschiedenen Verwandlungen unterworfen, die man als „Modi“ oder als „Ableitungen“ bezeichnet. Es sind dies: die Umkehrung, der Krebsgang und der Krebs der Umkehrung. Man kann somit in einer Zwölftonkomposition z. B. auch einen Umkehrungskanon bauen. Übrigens kann die Reihe auch auf jede andere Stufe der chromatischen Skala transponiert werden. Soviel über die „melodische“ Komponente des Zwölftonsatzes. Der Autor hat die Zwölftontechnik den Grundzügen nach in einer Broschüre behandelt.²⁶ Ausführlicher noch taten dies *Josef Rufer* und *Herbert Eimert* in ihren schon angeführten Büchern. Einen praktischen Lehrgang der Zwölftonmusik in Noten hat *Hanns Jelinek* in seinem „Zwölftonwerk“ (1949-1951) dargeboten.

Die zweite Hauptkomponente der Zwölftonkomposition ist eine thematisch-formale, nämlich die mit der „Grundgestalt“ durchgeführte „thematische Arbeit“ (Zerlegung in Teilmotive usw.). Die „Reihe“ wird in einem Zwölftonstück unablässig wiederholt, sei es in ihrer Grundform, sei es in ihren Abwandlungen. Dabei gibt es zwei grundsätzliche Möglichkeiten: Die melodische und thematische Gestaltung kann sich mit der „Grundreihe“ decken, sie kann sich aber mit deren Abläufen auch ohne weiteres überschneiden, was bei *Schönberg* sogar zum Hauptfall geworden ist. *Eimert* lehrt: „Das Thematische braucht auf die Zäsur der Reihen keine Rücksicht zu nehmen.“²⁷

Im mehrstimmigen Satz (z. B. in einem Streichquartett) kann die Grundreihe über mehrere Stimmen verteilt werden. *Eimert* spricht in seinem „Lehrbuch der Zwölftontechnik“ häufig vom „engsten Zwölftonraum“ und deutet damit an, daß der Komponist keineswegs an diesen „Raum“ gebunden ist. Vielmehr überlagert die thematische Erfindung ständig die dem Satz zugrunde liegende Reihe. Die „Reihe“ ist grundsätzlich keine „kompositorische“ Reihe, sondern nur „Material“.²⁸ Sie ist noch nicht „Thema“ oder „Melodie“.²⁹ Natürlich kann sich die Reihe auch mit einer geschlossenen melodischen Gestalt decken, was wohl der Grundidee der Zwölftonmusik entspricht. Im anderen Fall wirkt die „Reihe“ (Grundgestalt) wie ein Gobelinmuster, ein sog. Kanevas, der die Grundlage abgibt und dann mit farbigen Mustern bestickt wird.

In einem Zwölftonstück (z. B. einem Bläsertrio) können auch mehrere „Modi“ einer Reihe gleichzeitig verwendet werden, ja sogar verschiedene „Reihen“ können das Material für die einzelnen Stimmen abgeben. Man kann ferner die „Grundreihe“ auch in der Mitte abbrechen, dann den Krebs der Umkehrung einschalten und erst danach die Grundreihe fortsetzen. *Eimert* spricht hierbei von „Interpolation“,³⁰ von „Reihenbrechung“³¹ hingegen dann, wenn eine Reihe in Teilmotive zerlegt und auf verschiedene Stimmen auf-

geteilt wird. So könnte z. B. jeder zweite Ton der Reihe in der ersten Stimme, die andern in der zweiten Stimme verwendet werden. In einem Streichquartett vermöchte man z. B. die Auswertung der vier „Hauptmodi“ (d. h. die Grundreihe und ihre drei Hauptabteilungen) auf alle vier Stimmen zu verteilen. Mit dem Prinzip der Atonalität hängt die Erscheinung zusammen, daß die Zwölftonmelodie weite Sprünge liebt, was ebenfalls schon in der tonalen Melodik (etwa bei *Bruckner*: Beginn des 3. Satzes der 9. Symphonie, oder bei *Mahler*) in Ansätzen vorgebildet ist. Natürlich vermeidet man auch Dreiklangs- oder Septakkordbrechungen sowie Leittonwirkungen, wenn der Satz bewußt „atonal“ sein soll. Selbstverständlich gibt es bei atonalen Musikstücken auch im Reich der Zwölftonmusik keine „Vorzeichnung“ mehr.

Wie wird nun im Rahmen der Zwölftontechnik komponiert? Die Zwölftonmusik beruht vorwiegend auf dem Prinzip der „Variation“. Komponiert wird nach der Zwölftonmethode weitgehend durch immer wieder veränderte *Rhythmisierung* der Grundgestalt (Grundreihe). „Der Rhythmus kann aus derselben Reihe völlig verschiedene und gegensätzliche Themen erzeugen.“³² Selbstverständlich sind für die Charakteristik von Themen auch Tempo und Dynamik maßgebend.

Es ist klar, daß die „Verbote“ und „Gebote“ des atonalen Zwölftonsatzes nicht unumstößlich sind. Aufsehen erregte, daß *Schönberg* seine „Ode an Napoleon“ (op. 41) überraschend mit dem reinen Dreiklang es-g-b schließen läßt. *Josef Rufer* begründet dies aus dem „melodischen und harmonischen Spiel der zwölf Töne“ und stellt fest, daß „trotzdem eine reine Zwölftonkomposition vorliegt“.³³ Ferner muß sich die Thematik nicht unbedingt mit der „Reihe“ überschneiden. Das Thema kann sich auch mit der Zwölftonreihe decken. Ein Beispiel hierfür bietet das Hauptthema des 1. Satzes von *Schönbergs* „IV. Streichquartett“ (op. 37).

Nun noch einige Rückgriffe zu bereits getroffenen Feststellungen: Es gilt noch verschiedene Details nachzutragen, die nun besser verständlich erscheinen dürften. *Josef Rufer* meint, daß die Zwölfton„reihe“ erst aus dem Einfall, der „Grundgestalt“, abgeleitet sei. Auf Grund von Bemerkungen *Schönbergs* ist tatsächlich anzunehmen, daß bei ihm die melodisch-rhythmische Erfindung im Vordergrund steht. Dies scheint voll glaubwürdig, weil derart plastische Themen, wie z. B. in dem Männerchor „Tapfere sind solche, die Taten vollbringen ...“ (aus op. 30), wohl niemals aus einer konstruierten „Reihe“ entstehen können, sondern einer Intuition entspringen. *Rufer* betont daher in seinem Buch immer wieder die Priorität des Einfalls. Dennoch ist der Autor der Auffassung, daß der „Reihe“ ein logischer Primat gebührt. Sicherlich ist in manchen Zwölftonwerken – namentlich in reinen Instrumentalstücken – zuerst die Reihe erfunden oder konstruiert worden, besonders bei Verwendung von „Allintervallreihen“, „symmetrischen“ Reihen usw. Auch *Schönberg* gibt zu, daß oft ein „Nacharbeiten“ erforderlich sei, um aus dem „ersten Einfall eine vollkommene und verwendungsfähige Reihe“ zu erhalten.³⁴

„Aber der Charakter des Stückes ist bereits in der ersten Form der Reihe vorhanden“, setzt *Schönberg*

den Gedankengang in einem Brief an *Josef Rufer* fort. Dieser Satz erinnert stark an Feststellungen aus dem Bereich der „Kybernetik“. *Rufer* schreibt: „Im ersten Einfall (= Grundgestalt) ist das Gesetz des Werkes enthalten.“³⁵ Solche Sentenzen bestätigen die Auffassung des Autors über die „Regelungstechnik“ im Tonwerk. *Schönberg* komponierte zuerst eine melodisch-rhythmische „Grundgestalt“, aus der er dann eine „Reihe“ gewann. Seine „Methode besteht in der fortgesetzten und ausschließlichen Wiederholung“ dieser „Reihe von zwölf Tönen“.³⁶ In geistvoller Weise stellt *Rufer*³⁷ fest, daß diese „durch den Einfall legalisierte Tonfolge ... gleichsam der melodische Extrakt aus dem Komplex des Einfalls ist“. Sie „nimmt die Funktion eines rein melodischen Motivs“ an. Die ostinate Wiederholung wirkt – unabhängig von Rhythmisierung, Phrasierung und allen anderen Gestaltungselementen des Tonsatzes – vereinheitlichend und zusammenhangbildend. Sie ist daher ein „kybernetischer Regler“, wie es früher die Diatonik, die Tonalität und die Funktionsharmonik gewesen sind.

An dieser Stelle ergibt sich die Frage, ob diese komplizierten Vorgänge der Zwölftonmusik „gehört“ werden müssen. Diese Frage ist zu verneinen. *Eimert* sagt, „daß es, je weniger man von der Zwölftontechnik ‚merkt‘, umso besser für die Komposition ist“.³⁸ Die Komplikation steigt, wenn in die Zwölftonmusik auch die *Harmonik* einbezogen wird. *Rufer* führt ein Beispiel von *Reger* aus dem fis-Moll-Quartett (op. 121) an, in dem ein zehntoniges Thema bei seinem letzten Ton durch die beiden noch fehlenden Töne der Zwölftonreihe „akkordisch“ unterlegt wird.³⁹ Beliebt ist auch der Beginn mit Akkorden, z. B. drei Vierklängen (wie in *Schönbergs* „Klavierstück“ (op. 33a)) oder vier Dreiklängen, die zusammen einen Zwölftonakkord ergeben.⁴⁰

Die „Harmonik“ der Zwölftonmethode scheint nicht sehr überzeugend zu sein. Sie ist naturgemäß inkonsequent (außer bei der Verwendung des Zwölftonakkords), weil sie die melodische Energie der „Grundreihe“ auflöst. Zerbricht aber die „Reihe“, dann kann man gleich die chromatische Skala als Material der Komposition annehmen, was jedoch dem Wesen der Zwölftonmusik – nämlich der „Reihentechnik“ – widerspricht.

Einer Statistik der Zusammenklänge widmet sich *Eimert*.⁴¹ Im Verlauf seiner Darlegungen stellt *Eimert* sehr prägnant und zutreffend fest: „Ihrem Wesen nach ist die Zwölftonmusik kontrapunktisch und nicht harmonisch.“⁴² Auch nach Meinung des Verfassers findet die Zwölftonmusik ihre ideale Ausprägung in der „Polyphonie“, also im konsequent beibehaltenen drei-, vier- oder mehrstimmigen Vokal- oder Instrumentalsatz. Dabei gelten gewisse Ökonomiegesetze der alten Kontrapunktlehre (z. B. das Verbot von Oktavenparallelen, das Gebot der rhythmischen Komplementarität der Stimmen) uneingeschränkt weiter. „Querstände“ haben allerdings keine Bedeutung mehr. Dagegen sind Stimmenkreuzungen auch hier zu vermeiden, weil sie die „Verständlichkeit“ des mehrstimmigen Satzes „aufheben“.⁴³ Als weiterer Faktor der Zwölftonmusik sei deren *Form* besprochen. Es ist eigenartig, daß sich

die Zwölftonkomponisten in der ersten Zeit der neuen Technik dem Grunde nach der alten klassischen Formen (Sonatenform, Suite, Rondo, Chaconnen usw.) bedienten, die ja schon *Bruckner* und *Mahler* modifiziert und bedeutend erweitert hatten. Auf die „Reihentechnik“ bezogen, steht die „Variation“ im Vordergrund. Dazu gehört, daß z. B. in einem nicht allzu umfangreichen Zwölftonstück ein (mit der zwölftonigen Grundreihe identisches) Thema in einer den bereits angeführten Modalitäten der Reihentechnik entsprechenden Weise abgewandelt wird, d.h., es erscheint z. B. in der Durchführung im Krebs sowie im Krebs der Umkehrung, in der Reprise hingegen in der Umkehrung, und in der Koda wieder in der Originalgestalt. Dazu können sich rhythmische, dynamische und agogische Veränderungen gesellen, „Zerlegungen“ sowie Vergrößerungen und Verkleinerungen, Imitationen und Engführungen des Themas auftreten, kurz jene Veränderungen, die man schon bei *Beethoven* als „thematische Arbeit“ bezeichnet.

Sehr aufschlußreich ist in dieser Hinsicht *Alban Bergs* thematische Analyse⁴⁴ von *Arnold Schönbergs* „Kammersymphonie“ (op. 9) aus dem Jahre 1906, welche zwar kein Zwölftonwerk ist, doch haben *Schönberg* und sein Kreis auch in ihren Zwölftonkompositionen an der von *Berg* aufgezeichneten Strukturtechnik weitgehend festgehalten. *Alban Berg* kleidet die Musik zu den einzelnen Bildern seiner Oper „Wozzeck“ (uraufgeführt 1926) in alte klassische Formen. Sogar eine „Passacaglia“ kommt vor. Doch bald tritt die Wendung ein: *Schönberg* verleiht seinen „Drei Klavierstücken“ (op. 11, 1909) die vielbesprochene „aphoristische Kürze“, die *Anton Webern* sogar in Kompositionen für Orchester („Fünf Orchesterstücke“ [op. 10, 1913]) beibehält. Heute liegen der „elektronischen Musik“ völlig neue Formprinzipien zugrunde.

Die Ära der Zwölftonmusik reicht von etwa 1925 bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts. Dann macht sie einer erweiterten Methode „serieller Musik“ Platz, die in einem eigenen Aufsatz zu behandeln wäre. Zwölftonmusik im Anschluß an *Schönbergs* Ideen pflegten in Österreich *Hans Erich Apostel*, *Alban Berg*, *Hanns Jelinek*, *Anton Webern*, *Egon Wellesz*, *Ludwig Zenk* u. a. Besonderes Profil zeigt unter den Meistern dieser Methode *Ernst Krenek*, der z. B. in seiner Oper „Karl V.“ ein sehr eindrucksvolles Werk schuf. Vom Ausland her sind die Zwölftonkomponisten *Boris Blacher*, *Luigi Dallapiccola*, *Wolfgang Fortner*, *Hans Werner Henze*, *René Leibowitz*, *Rolf Liebermann*, *Mátyás Seiber*, *Alexander Spitzmüller*, *Rudolf Wagner-Regeny* und *Winfried Zillig* bei uns bekannt geworden. Die Musik der heimischen Komponisten dieses Kreises hat der Autor in seinem Buch „Österreichs neue Musik“ (Wien 1948) besprochen.

Einen Sonderfall unter den Zwölftonkomponisten bildet *Schönbergs* Zeitgenosse *Josef Matthias Hauer* (Wien), der weitgehend von der chinesischen Musik her Anregungen empfing und von manchen als der eigentliche Schöpfer des Zwölftonprinzips angesehen wird. Er huldigte dieser Technik in „Zwölftonspielen“, mit denen er sich in seiner Schrift „Zwölftontechnik – Lehre von den Tropen“⁴⁵ ausführlich beschäftigt. In

seinem Oratorium „Wandlungen“, welches Prof. Dr. Racek, Leiter der Musikabteilung der Wiener Stadtbibliothek, vor einigen Jahren für eine praktische Aufführung bearbeitete, schuf Hauer ein größeres Werk nach seiner individuellen Zwölftonmethode.

Den historischen Werdegang der Zwölftonmusik schildert Herbert Eimert in seinem „Lehrbuch“.⁴⁶ Dem heute vergessenen Prioritätsstreit Schönberg-Hauer widmet sich Friedrich Herzfeld in seiner umfassenden Darstellung „Musica nova“.⁴⁷ Um der bibliographischen Note dieser Ausführungen Rechnung zu tragen, sei noch einige Literatur angeführt, die sich – zumindest abschnittsweise – mit der Zwölftonmusik befaßt: „Arnold Schönberg zum 50. Geburtstag“;⁴⁸ Ernst Bücken: „Führer und Probleme der neuen Musik“;⁴⁹ „25 Jahre neue Musik“;⁵⁰ Hans Mersmann: „Die Tonsprache der neuen Musik“;⁵¹ Ernst Krenek: „Über neue Musik“;⁵² Aaron Copland: „Musik von heute“;⁵³ Hermann Erpf: „Vom Wesen der neuen Musik“;⁵⁴ Karl H. Wörner: „Musik der Gegenwart“;⁵⁵ „Alte und neue Musik – das Basler Kammerorchester“;⁵⁶ Fred K. Prieberg: „musik unterm strich“ und Theodor W. Adorno: „Nervenzpunkte der neuen Musik“.⁵⁸

Zahlreiche Aufsätze über die „Neue Wiener Schule“ finden sich auch in Fachzeitschriften von denen sich besonders die in den zwanziger Jahren von der Universal-Edition in verdienstvoller Weise herausgegebene Zeitschrift „Der Anbruch“ als hervorragende Fundgrube von Informationen über die Zwölftonmusik erweist. Als neue Erscheinung auf diesem Sektor der Musik ist noch das Buch von Robert Schollum: „Die Wiener Schule; Schönberg – Berg – Webern. Entwicklung und Ergebnis“ anzuführen.⁵⁹

Auf die Zwölftonmusik kann man – wie selten auf eine Periode der Musikentwicklung – als ein abgerundetes Ganzes zurückblicken. Stilgeschichtlich gehört sie, wenn auch aus der Hochromantik hervorgegangen, weitgehend dem „Expressionismus“ zu, doch vereinigen sich in ihr verschiedene Bestrebungen und Richtungen. Spinnen sich – wie aufgezeigt wurde – Fäden von der „traditionellen“ Tonkunst um die Jahrhundertwende zur „atonalen“ und zur Zwölftonmusik, so hat auch diese ihrerseits wieder Ansätze und Anknüpfungspunkte für die noch jüngere Musik dargeboten, die einer gesonderten Darstellung bedürfen.

Zusammenfassend sei noch bemerkt, daß die Zwölftontechnik in der „erweiterten Tonalität“ (Chromatik) und mehr im melodischen Element ihre Wurzel findet, während der Ursprung der Atonalität vorwiegend im harmonischen Bereich, nämlich in der zunehmenden Verwendung „vagierender“ Akkorde,⁶⁰ die in mehreren Tonarten beheimatet sind (wie etwa der verminderte und der übermäßige Dreiklang sowie der verminderte Septakkord), zu suchen ist. Diese Entwicklung bahnt sich nicht nur im Musikdrama „Tristan und Isolde“ an, welches Winfried Zillig – aus dem engsten Schönberg-Kreis stammend – für ein „im letzten Sinn atonales Werk“ hält. Zillig weist auch in den Opern „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ Stellen nach, welche tonartlich nicht mehr eindeutig zu interpretieren sind. Beide Strömungen zusammen, die Zwölftonmethode und die Atonalität, führten zur Zwölftonmusik Schönbergs und

seiner Nachfolger, die ein systematisches Gedankengebäude von seltener Geschlossenheit und Konsequenz darstellt.

Anmerkungen

- 1 Rufer, Josef, *Die Komposition mit zwölf Tönen*, (Berlin und Wunsiedel 1952), S. 52.
- 2 Vgl. Eimert, Herbert, *Lehrbuch der Zwölftonmusik*, (Wiesbaden 1952), S. 34
- 3 Siehe Erpf, Hermann, *Studien zur Harmonie- und Klangtechnik der neueren Musik*, (Leipzig 1927), S. 118
- 4 Ebenda, S. 99
- 5 Ebenda, S. 119 f.
- 6 Hindemith, Paul, *Unterweisung im Tonsatz*, I. Teil, (Mainz 1937), S. 172
- 7 Ebenda, S. 173
- 8 Schönberg, Arnold, *Harmonielehre*, (Wien 1922 und 1949), S. 488
- 9 Hindemith, Paul, a. a. O., II. Teil, (Mainz 1939), S. 83, S. 87
- 10 Zitiert nach Heinemann, Rudolf, *Untersuchungen zur Rezeption der seriellen Musik*, (Regensburg 1966), S. 77
- 11 Haba, Alois, *Neue Harmonielehre*, (Leipzig 1927), S. 88
- 12 Nüll, Edwin von der, *Moderne Harmonik*, (Leipzig 1932), S. 105
- 13 Brauner, Rudolph Franz, *Vom Dreiklang zur Zwölftonmusik*, (Wien 1949), S. 167 ff.
- 14 Borris, Siegfried, *Der Schlüssel zur Musik von heute*, (Düsseldorf – Wien 1967), S. 3
- 15 Herzfeld, Friedrich, *Musica nova*, (Berlin 1954), S. 59
- 16 Borris, a. a. O., S. 32 f., Herzfeld, a. a. O., S. 51 ff.
- 17 Eimert, Herbert, *Grundlagen der musikalischen Reihentechnik*, (Wien 1964)
- 18 Ebenda, S. 44
- 19 Ebenda, S. 41 und S. 46
- 20 Ebenda, S. 63 ff.
- 21 Siehe Anmerkung 1, S. 95
- 22 Eimert, Herbert, *Lehrbuch*, a. a. O.
- 23 Dibelius, Ulrich, *Moderne Musik 1945-1965*, (München 1966), S. 319
- 24 Siehe Anmerkung 1, S. 55
- 25 Vgl. auch Rufer, a. a. O., S. 55 ff.
- 26 Brauner, Rudolph Franz, *Satztechnik – Tonsatzlehre*, (Wien 1954)
- 27 Siehe Anmerkung 22, S. 53
- 28 Ebenda, S. 21
- 29 Ebenda, S. 34
- 30 Ebenda, S. 57
- 31 Ebenda, S. 45
- 32 Ebenda, S. 35
- 33 Siehe Anmerkung 1, S. 97
- 34 Zitiert bei Rufer, a. a. O., S. 89
- 35 Siehe Anmerkung 1, S. 57
- 36 Ebenda, S. 80
- 37 Ebenda, S. 60
- 38 Siehe Anmerkung 22, S. 5 f.
- 39 Siehe Anmerkung 1, S. 23
- 40 Ebenda, S. 88
- 41 Siehe Anmerkung 22, S. 19 ff.
- 42 Ebenda, S. 55
- 43 Vgl. Anmerkung 9, S. 37
- 44 Wien, ohne Jahresangabe
- 45 Wien, ohne Jahresangabe
- 46 Siehe Anmerkung 22, S. 56 ff.
- 47 Siehe Anmerkung 15, S. 73
- 48 Wien 1924
- 49 Köln 1924
- 50 Wien 1926
- 51 Mainz 1930
- 52 Wien 1937, S. 51 ff.
- 53 Wien 1947
- 54 Stuttgart 1949
- 55 Mainz 1949, S. 70 ff.
- 56 Zürich 1952
- 57 München 1956
- 58 Frankfurt 1959
- 59 Wien 1969
- 60 Ein von A. Schönberg geprägter Ausdruck, siehe Anmerkung 8, S. 164

Hans Strotzka

DIE PSYCHISCHE SITUATION DER WERDENDEN MUTTER

28. 1. 1974

Die Schwangerschaft ist psychologisch und physiologisch eine wesentliche Periode besonderer Umstände und Bedingungen für das Leben der Frau, aber auch für die ihr nahestehenden Personen. Sie ist aber auch in unserer Zeit ein Problem der Gesamtgesellschaft in gesundheits- und sozialpolitischem Sinne. Auch eine ganze Reihe juridischer Probleme werden durch sie aufgeworfen.

Wir beschränken uns in unserem Bericht nur auf den psychologischen Aspekt und stützen uns dabei in erster Linie auf das klassische Werk von *Helene Deutsch*: „*Die Psychologie der Frau*“ (deutsch bei Huber in Bern, 1964), wo im zweiten Band ein ganzes Kapitel dieser Frage gewidmet ist.

Die Psyche der Frau empfängt aus den physiologischen Verhältnissen der hormonellen Umstellungen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, mannigfaltige erregende und deprimierende Impulse. Es kommt dadurch zu einer Aktivierung latenter psychischer Vorgänge, die bereits aus den früheren Erlebnissen bis zur Kindheit zurück vorgegeben sind. Man muß also z. B. damit rechnen, daß mit den organisch bedingten Übelkeiten alle Ekelgefühle zum Vorschein kommen können, die sich im Laufe der Jahre im Unterbewußtsein bis dahin ohne manifeste Erscheinungen angesammelt haben. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zu allen anderen psychosomatischen Vorgängen. Bei den letzteren sind die organischen Symptome das spontane Endergebnis einer Reihe von organischen und psychologischen Vorgängen, die letztlich Abwehrvorgänge darstellen. In der Schwangerschaft kann ein normales physiologisches Geschehen zum unmittelbaren Ausdruck unbewußter Inhalte benützt werden.

Die Psychoanalyse hat mit ihrer Methode nachgewiesen, daß Schwangerschaftsphantasien von frühester Kindheit an im Seelenleben der Kinder, besonders der Mädchen, eine große Rolle spielen. Es ist dabei zu betonen, daß die formale Aufklärung keine so große Rolle spielt wie man glauben könnte, da offenbar eine ganze Reihe von Informationen über Schwangerschaft sehr früh unbemerkt aufgenommen werden und vielleicht sogar eine Art vages deformiertes Vorgefühl für diese Vorgänge besteht. Orales Aufnehmen und Ausstoßen, anales Zurückhalten und Ausscheiden und aggressives Wegnehmen spielen dabei eine große Rolle. Das häufige Symptom des Erbrechens kommt nach psychoanalytischer Einsicht nur dann zustande, wenn sich den oralen Ausstoßungstendenzen unbewußte, manchmal aber auch manifeste Gefühle der Ablehnung gegen den Zustand oder den Fötus zugesellen. Diese Gefühle bestehen im wesentlichen aus ärgerlichem Protest, Selbstbestrafung dafür, oder Angst. Diese ablehnenden Gefühle sind jedoch in der

Regel ambivalent, d. h. mit dem bewußten Gegenwunsch, das Kind zu behalten, verbunden.

Ähnlich sind die sonderbaren anderen oralen Manifestationen, besonders in der ersten Hälfte der Schwangerschaft, zu erklären: Heißhunger, abwechselnd mit vollkommener Appetitlosigkeit, Magenbeschwerden, Aufstoßen, Sodbrennen und Überempfindlichkeit gegenüber Ekelerregendem. Die verschiedenen Geschmacksgelüste der Schwangeren, die oft mit einer zwanghaften Einverleibung sich manifestieren, drücken denselben Kampf zwischen Verzichten und Behalten der Frucht aus. Manche Gelüste beziehen sich auf Speisen, deren symbolische Befruchtungsbedeutung aus Psychoanalyse, Kulturanthropologie und Volkskunde bekannt ist (Früchte, Gurken, Fische, Gewürze usw.). Das zwanghafte Begehren ist somit die Wiederholung des Befruchtungsaktes, eine symbolische Bejahung, der sich gleichzeitig die entgegengesetzte Tendenz, eine kannibalische Vernichtung, anschließt. Manchmal kann man das Zwanghaft-Ungeschehen machen einer gegen das Kind gerichteten unbewußten Vernichtungstendenz durch die neue symbolische Befruchtung erkennen.

Die erhöhte Magensekretion, die den meisten dieser Erscheinungen zugrunde liegt, ist meist auch mit einer Aggression gegen den Vater des Kindes verbunden. Vor allem in späteren Phasen der Schwangerschaft kommt die gleiche Ambivalenz auch anal als Verstopfung und Diarrhoe oder genital durch verfrühte Wehen zum Ausdruck. Es handelt sich dabei um eine häufige Ursache für einen sonst nicht erklärbaren Spontanabort.

Kaum ein anderer Zustand wird so gerne aus bewußten oder unbewußten ideologischen Gründen romantisiert und verklärt wie die Schwangerschaft. Die Psychoanalyse hat überzeugend gezeigt, daß die eindeutige Bejahung dieses Zustandes zu den zahlreichen Illusionen gehört, die für das menschliche Verhalten charakteristisch sind. Man muß *Helene Deutsch* sicher zustimmen, daß feindliche Ausstoßungstendenzen gegen den Embryo ständige, jedoch normalerweise latente Begleiterscheinungen der Schwangerschaft sind. Dies steht nicht in Widerspruch zu der Auffassung, daß Mütterlichkeit und Sehnsucht nach dem Kind nicht nur einem sozialen Konformitätsdruck entsprechen, sondern auch instinktmäßig verankert sind. Wir müssen uns damit abfinden, daß alle psycho-physiologischen Vorgänge beim Menschen einer Mischung sich häufig widersprechender Triebe und erlebniserwerbener Einstellungen entsprechen.

Ein besonders interessanter Aspekt ist die organische und psychologische Einheit von Mutter und Fötus. Sie kommt nämlich nicht nur in bezug auf die positiven Lebensvorgänge zum Ausdruck, sondern auch bei der Vernichtung dieser Einheit. Dies erklärt die Ängste und Schuldgefühle beim Schwangerschaftsabbruch, wenigstens zum Teil, wenn man von religiösen Skrupeln absieht. Dies ist auch der Grund, warum der Schwangerschaftsabbruch von allen Methoden der Geburtenplanung als die unerfreulichste zu bezeichnen ist. Andererseits bedeutet dies nicht, daß man vom psychoanalytischen Standpunkt die strafrechtliche Verfolgung

des Schwangerschaftsabbruches empfehlen würde. Im Gegenteil, die Verschiebung dieses die tiefsten privaten Probleme der Frau berührenden Geschehens in die Sphäre der Kriminalität wirkt sich in jeder Beziehung, psychologisch, sozial und juristisch, ungünstig aus. Es ist kaum ein Zweifel, daß es sich dabei um Reste patriarchalischen Herrschaftsdenkens handelt, die in unserer Zeit anachronistisch sein sollten.

Doch wieder zurück zu *Helene Deutsch*: „Im biologischen Prozeß der Identität ist der Fötus ein schmarotzender Parasit der Mutter und der mütterliche Körper wird zum Objekt der Ausbeutung. Solange an der psychologischen Seite nicht genügend an positiver Bereitschaft vorhanden ist zum masochistisch-liebenden Geben und die mütterlich-zärtliche Identifizierung die parasitäre Bedeutung des Fötus nicht überwiegt, bleibt der letztere ein Störenfried im Körperlichen und unter Umständen auch im Psychischen. Die Bereitwilligkeit zur gefühlsmäßig positiven Identifizierung und zum masochistischen Geben sind, wie wir wissen, die für die Weiblichkeit charakteristischen Merkmale, die auch der ‚Mütterlichkeit‘ in allen Phasen der Fortpflanzung eigen sind.“ (S. 109)

In diesem interessanten Zitat kommt zum Ausdruck, daß *Helene Deutsch* einen primären Masochismus als wesentliche Charaktereigenschaft der Frau annimmt, den sie offenbar für biologisch verankert hält. Aus der heutigen Sicht betrachtet müssen allerdings, trotz aller klinischer Beweise in dieser Richtung, Bedenken gegen diese Auffassung angemeldet werden. Es scheint wahrscheinlicher, daß es sich hier um eine frühe Erziehungsprägung handelt.

Die Autorin weist übrigens selbst darauf hin, daß die Bereitschaft zum Geben durch äußere oder innere Entbehrung von Liebe soweit geschwächt werden kann, daß somatische Sensationen, die man sonst bereitwillig als normal erlebt, zum Signal der Ausstoßung werden können. Die Identifizierung mit dem Embryo kann eine verstärkte Regression zur Folge haben, die sich in einem passiv-abhängigen Verhalten und absoluter Intoleranz gegen alle Entbehrungen äußert. Verbinden sich mit der Ablehnung aggressive Tendenzen, so kann der Protest nicht nur für das Kind, sondern auch für die Mutter bedrohlich werden. In Verbindung mit dieser aggressiven Haltung können auch anale Tendenzen in der Form einer symbolhaften Gleichsetzung von Kind und Stuhl auftreten. Werden die Aggressionen sehr stark, können sie in einer massiven Verstimmung, ja sogar in psychoseähnlichen Zuständen manifest werden. Hingegen zeigt sich, daß hysterische Frauen, die früher an Konversionssymptomen gelitten haben, in denen Schwangerschaftsphantasien wichtig waren, während der Schwangerschaft symptomfrei werden und sich sehr wohl fühlen.

Man darf demgegenüber aber natürlich nicht vergessen, daß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle der Schwangerschaft positive Gefühle zugeordnet sind, die sich neben einer Triebbefriedigung als Stabilisierung einer schwankenden Beziehung, Stolz auf die Leistung, Befreiung von anderen lästigen Verpflichtungen äußern können. Manchmal wird sie in einer recht merkwürdigen Weise total verleugnet, was ebenfalls in einem

glänzenden Verlauf zum Ausdruck kommen kann. Schließlich kann Schwangerschaft den Wunsch nach körperlichem Besitz erfüllen, hinter dem sich der Penisneid verbirgt.

Ein weiterer wesentlicher Punkt ist die Verbindung der Schwangerschaft mit den allgemeinen Schuldgefühlen, die erziehungsbedingt an die Sexualität gekoppelt sind. An und für sich ist der Wunsch des kleinen Mädchens, ein Kind zu haben, frei von Schuldgefühlen, da diesbezügliche Verbote in der Kindheit nicht gesetzt werden. Es besteht jedoch eine sehr frühe Koppelung zuerst an Schuldgefühle wegen früher Masturbation, die sehr häufig zu der Angst: „Ich werde kein Kind haben“, führen.

Die zweite und mächtigere Quelle des Schuldgefühls liegt in der Beziehung der Schwangeren zur eigenen Mutter. Der Grad der Freiheit von der inneren Abhängigkeit gegenüber der Mutter entscheidet für viele Frauen das Schicksal ihrer eigenen Mutterschaft. Bei einem hohen Grad des psychischen Infantilismus, bei einer passiven Hingabe an die Mutter ohne aktive Strebungen, sich von derselben zu befreien, bleibt die schwangere Frau zwar frei von Schuldgefühlsreaktionen, es fehlt der Schwangeren aber Ernst und Unabhängigkeit und sie erinnert an die Puppenspiele eines kleinen Mädchens. Alle Verantwortung wird von der künftigen Großmutter getragen. Nicht immer verläuft die Abhängigkeit von der Mutter reibungslos. Ablösungskämpfe können sich gerade auch in dieser Zeit verschärfen. Das Kind soll die Rolle des Erlösers von der Mutter spielen, steigert aber nur die Gefahr.

Das Ich der Schwangeren muß einen Weg finden zwischen der zukunftsorientierten Identifizierung mit dem Kind und der auf die Vergangenheit gerichteten mit der Mutter. Der zukunftsgerichtete Zustand der Schwangerschaft ist natürlich eine Periode, wo Phantasien eine besondere Rolle spielen. Die Phantasien einer reifen aktiven Mutter werden selbstverständlich das zukünftige Kind zum Zentrum haben. Für viele Frauen ist noch immer der zukünftige „Held“ die Idealvorstellung, an den sich alle Hoffnungen knüpfen, die reale Partner ihr versagt haben. Er ist häufig eine Verkörperung des Ich-Ideals, wie es vom Vater her entstanden ist. Ist das erste ersehnte Kind ein Mädchen, dann entspricht es den eigenen Idealvorstellungen. Sehr häufig finden wir aber die quälende Vorstellung, daß das erwartete Kind eine Mißgeburt, ein Idiot oder Krüppel sein werde. Diese Ängste haben oft phobischen Charakter. Als Ursache finden wir Schuldgefühle, masochistische Störungen der Vorfriede, Einflüsse alter Inzestwünsche.

Bei guten Beziehungen mit dem Partner wird schon in dieser Vorbereitungszeit der psychologische Grundstein für die spätere Dreierbeziehung gelegt. In gemeinsamen Tagträumen werden spätere Entwicklungen spielerisch vorbereitet. „Es ist sehr wichtig, ob das Kind als zukünftiges Objekt ein gewünschtes, geliebtes, mit Freuden erwartetes werden soll und als positiv gefärbte Vorstellung die Schwangerschaft begleitet. Die optimistischen Kräfte des echten Erlebnisses werden dadurch verstärkt. Ist es eine unfreiwillige Bürde, in der Phantasie ein Objekt des zukünftigen Hasses, dem sich

noch keine Muttergefühle versöhnend gegenüberstellen, dann ist auch die Schwangerschaft ein Fluch und nicht ein Segen.“ (S. 124)

Der harmonische Verlauf der Schwangerschaft setzt einen gewissen emotionalen Reifegrad der Frau, ein genügendes Ausmaß psychischer und körperlicher Gesundheit und eine nicht allzu starke Belastung durch die soziale Umwelt voraus, wobei natürlich die Beziehung mit dem Vater eine entscheidende Rolle spielt.

Das Kind muß mehr und mehr zum Objekt werden, so daß die Entbindung nicht als eine schmerzhaft Trennung von einem Teil des Ichs und als zerstörender Verlust im Seelenleben wirkt. Nestbildende Aktivitäten, wie Vorbereitung der Schlafstätte des Kindes und der Babykleidung, dienen dieser Objektwerdung.

Viele neurotische Frauen fühlen sich nie so wohl wie in der Schwangerschaft. Die Hysterischen können statt ihrer Phantasie ein reales Motiv setzen. Bei den Zwangsneurotischen tritt eine Ruhepause im Ambivalenzkonflikt zwischen Haß und Liebe ein, weil das noch nicht existierende Objekt des Interesses nicht in der Lage ist, die Ambivalenz zu mobilisieren. Für andere handelt es sich um eine vorübergehende Entlastung des Schuldgefühles.

Die psychische Existenz der Frau erweitert sich in dieser Periode einerseits durch das neue Wesen, das mit ihr identisch ist, andererseits schrumpft sie auch, weil ihr Körper für etwas anderes als sie selbst in Anspruch genommen wird und weil der Akzent auf das Leben verschoben ist. Der erste Aspekt schafft Leben, Liebe, mütterlichen Stolz und Glücksgefühle, der andere Depression, Zerknirschung und Scham, Haß, Destruktion und Tod. Aus diesem zweiten Erlebniskreis heraus kommen die beiden Hauptängste: „Ich werde bei der Entbindung sterben“ und „Ich werde kein Kind haben“. Welcher Weg jeweils gegangen wird, bestimmt sich durch die individuelle Situation und die Vorerfahrungen.

Psychologisch gesehen sind die emotionalen Begleiterscheinungen der Schwangerschaft noch nicht identisch mit den Gefühlen der Mütterlichkeit, sondern erst eine Vorbereitung in diese Richtung. *Helene Deutsch* vertritt die Auffassung, daß ein volles Erleben der Mütterlichkeit möglich ist, auch wenn die Frau das Kind nicht selbst konzipiert, getragen und geboren hat.

Zuletzt befaßt sich die Autorin noch mit dem interessanten Phänomen der eingebildeten Schwangerschaft. Andeutungen in diese Richtung sind sehr häufig, z. B. sind sehr viele psychogene Regelstörungen so zu erklären. Es gibt eine Reihe von kulturalthropologischen und klinischen Beobachtungen über solche Phänomene, die über lange Zeit sehr eindrucksvoll das Bild einer vollen Schwangerschaft bieten können. Psychoanalytisch liegt der Erscheinung eine wesentliche aggressive Komponente zugrunde.

Soweit die gedrängte Inhaltsangabe der Auffassungen der *Helene Deutsch*, die unverändert als klassisch bezeichnet werden können. Wir schließen nun einen Bericht aus jüngster Zeit an, den *Hans Molinski* kürzlich aus seiner Erfahrung als psychosomatischer Konziliaris einer großen Frauenklinik publiziert hat („Die unbewußte Angst vor dem Kind als Ursache von Schwanger-

schaftsbeschwerden und Depressionen nach der Geburt“, München, Kindler, 1972).

Aus dem reichen klinischen Material, das sich vor allem auf die Phänomene des Erbrechens, des Speichelflusses, der besonderen Gelüste und des Stehlens in der Schwangerschaft beziehen, möchte ich in diesem Zusammenhang nur seine Auffassung von den Entwicklungsstufen der Weiblichkeit referieren. Je nach diesen Phasen ist Schwangerschafts- und Geburtsverlauf verschieden. Als erste beschreibt er die Symbiose mit der Mutter; die auf dieser Entwicklungsstufe stehengebliebene Frau agiert ihre Mütterlichkeit in einer unreflektierten, triebhaft anmutenden, Form. Weder die Individualität des Kindes noch die der Mutter spielen eine Rolle. Das Bild der eigenen Weiblichkeit bleibt vage. Während der Schwangerschaft finden wir eine deutliche Regression.

Als zweite Phase wird die nach außen verlegte Mütterlichkeit der Nur-Tochter verzeichnet. Die Mutter wird als ein Objekt erkannt, es ist allerdings nicht zur Entwicklung des Ödipuskomplexes gekommen. Die Oralität der Mutter wird als verschlingend-aggressiv erlebt. Auch hier findet sich ein recht unreifer Eindruck. Die Persönlichkeiten der Töchter können als passiv-aggressiv oder passiv-abhängig beschrieben werden. Die Schwangerschaft verläuft meistens unkompliziert.

In der dritten Phase findet sich die Identifizierung mit dem mütterlichen Aspekt der Mutter. Hier findet sich bereits eine gewisse innere Verselbständigung von der Mutter. Die Mutter-Kind-Beziehung erinnert jedoch noch stark an das Puppenspielen. Der Kindeswunsch ist hier besonders stark. Während in der vorhergehenden Phase noch die Mutter als oral-aggressiv erlebt wurde, nimmt hier die Frau selbst diese Rolle ein.

Die vierte Phase ist die Identifizierung mit dem heterosexuellen Aspekt der Mutter. Es handelt sich im wesentlichen um eine ödipale Ablösung. Der Vater beginnt als Identifikationsobjekt wichtig zu werden. Die Geburt ist meist schmerzhaft, es findet sich eine Rigidität des Muttermundes.

Die fünfte Phase wird durch die Entwertung der Weiblichkeit und Latenz der Mütterlichkeit charakterisiert. In der sechsten Phase findet sich die Weiterentwicklung des heterosexuellen Aspektes der Weiblichkeit, in der Partnersuche bei weiterer Latenz der Mütterlichkeit. Während die vorhergehende Phase der Vorpubertät entspricht, finden wir hier die ganze Problematik der Pubertät.

Die siebente Phase zerfällt in zwei Unterperioden: die den Partner miteinbeziehende Mütterlichkeit und die reife Partnerschaft mit dem Mann. Hier finden wir kaum Störungen während der Schwangerschaft und der Geburt. In der letzten Phase werden spätere Fortentwicklungen der Mütterlichkeit diskutiert.

Die Darstellung *Molinskis* ist ziemlich stark von *Jungianischen* und *neanalytischen* Tendenzen beeinflusst und wird hier zu gerafft dargestellt. Durch die klinischen Fallbeispiele wird das Bild wesentlich lebendiger.

Für die Therapie schlägt *Molinski* bei Schwangerschaftsstörungen, insbesondere der Hyperemesis, weniger eine analytische Durcharbeitung als eine Stützung vor. Der Therapeut sollte suggestiv Schuldgefühle

reduzieren, indem er der Frau das Gefühl vermittelt: „Ich darf an mich selber denken und brauche nicht nur an das Kind denken.“ Es soll auch die Ambivalenz akzeptiert werden, daß man zu Schwangerschaft und Kind nicht immer positive Gefühle haben kann.

Es liegt zwar etwas außerhalb unseres Themas, aber es scheint mir doch sinnvoll, in unserem Zusammenhang auf die psychologischen Begleiterscheinungen bei den verschiedenen Methoden der Geburtenkontrolle hinzuweisen. *Rosenmayr* und *Grafeneder* haben in ihren ausgezeichneten empirischen Untersuchungen zeigen können, daß die wahrscheinlich noch immer häufigste Methode des *Coitus interruptus* besonders in unterprivilegierten Schichten bei niedrigem Bildungsniveau praktiziert wird. Die schädigenden Auswirkungen des *Coitus interruptus*, der zweifellos ein störendes Moment darstellt, wurden allerdings von *Freud* seinerzeit überschätzt. Die Methode von *Knaus* erfordert, wenn sie exakt durchgeführt wird, durch Messung der Basaltemperaturen einen hohen Aufwand. Begnügt man sich mit einer allgemeinen Berechnung, so ist der Unsicherheitsgrad relativ groß.

Die immer größere Verbreitung der Ovulationshemmer ist auch psychologisch sehr interessant. *Petersen* (1969) hat diese Frage an 189 Frauen eingehend untersucht. Er fand bei immerhin 46 Prozent ein leichtes dysphorisch-antriebsschwaches Psychosyndrom mit depressivem und affektlabilem Einschlag. Dieser Befund läßt sich jedoch nach meinem eigenen klinischen Eindruck heute nicht mehr bestätigen. Es ergibt sich eine angedeutete Steigerung der Sexualität in den vier Faktoren Coitusfrequenz, Befriedigung, Bedürfnis und Orgasmusfähigkeit. Gehemmte Persönlichkeiten können manchmal eine freiere und reifere Sexualität entwickeln. Die „Pille“ entspricht dem dringenden Bedürfnis nach einem sicheren Verhütungsmittel. Dadurch sind beide Partner meist sehr zufrieden.

Die psychischen Ursachen der affektiven Nebenwirkungen sind unspezifisch. Bei Neurotikern, leicht verstimmbaren und hypochondrischen Persönlichkeiten sowie Partnerkonflikten häufen sich die psychischen Erscheinungen, überraschenderweise ist dies aber bei Sexualkonflikten, starker kirchlicher Bindung oder Schuldgefühlen wegen der Pilleneinnahme kaum der Fall.

Petersen kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß man unter bestimmten Kautelen die Sterilisation unverändert als die einfachste und sicherste Methode berücksichtigen soll. Selbstverständlich müssen alle Beteiligten die Irreversibilität dieser Maßnahme mit allen möglichen Konsequenzen realisieren und berücksichtigen.

Bei dem über lange Zeit im anglo-amerikanischen Bereich vorwiegend angewendeten Diaphragma zeigte sich sehr deutlich das Unbehagen vieler Frauen, an ihrem Genitale zu manipulieren. Es ist dies aber ein Widerstand, der bei einigem Aufwand an Aufklärung und Übung überwindbar ist.

Über die psychologischen Komplikationen der Intrauterinpressare scheint wenig bekannt zu sein, was wohl charakteristischerweise damit zusammenhängt, daß dieselben vorwiegend in Entwicklungsländern

angewendet wurden.

Abschließend erlaube ich mir noch meine persönliche Meinung zur Frage des Schwangerschaftsabbruches zu formulieren, da ich in dieser Frage mehrfach unvollständig und in einem falschen Zusammenhang zitiert wurde. Geburtenplanung ist in der gegenwärtigen Lage der Menschheit die wichtigste und dringendste Voraussetzung des Überlebens. Von den Methoden, die dafür in Frage kommen, ist der Schwangerschaftsabbruch biologisch, medizinisch, psychologisch und sozial die ungünstigste. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß man sie verbieten soll. Dies entspricht der Situation im bisherigen Strafgesetz in Österreich und der Bundesrepublik. Die Praxis hat nun gezeigt, daß dieses Verbot nicht funktioniert, in einer enormen Dunkelziffer umgangen wird, aber trotzdem zu einer latenten Kriminalisierung in weiten Bevölkerungskreisen und vor allem in der Ärzteschaft führt. Es hat niemand ernstlich vorgeschlagen, das Verbot zu verschärfen oder die Sanktionen konsequenter durchzuführen, da offenbar die öffentliche Meinung solche Maßnahmen für sinnlos und undurchführbar hält.

Drei Lösungsmöglichkeiten wurden in der Öffentlichkeit diskutiert:

1. Eine Indikationenlösung, die auch psychosoziale Gesichtspunkte berücksichtigt.
2. Eine Fristenlösung (Freigabe bis Ende des dritten Monats) und
3. die völlige Herausnahme des Schwangerschaftsabbruches aus dem Strafrecht.

Die Indikationenlösung hat den Nachteil, daß das notwendige Verfahren dazu schwerfällig, verzögernd und wahrscheinlich psychologisch prohibierend wirkt, die illegale Schwangerschaftsunterbrechung nicht wesentlich hemmt und daß vor allem die soziale Ungerechtigkeit nicht beseitigt wird. Es werden wieder die Unterprivilegierten diese Chance weniger ausnützen können. Merkwürdigerweise haben sich weite Kreise, die aus religiösen und ideologischen Gründen einen Schwangerschaftsabbruch strikt ablehnen, mit diesem Kompromiß einverstanden erklärt. Dies läßt vermuten, daß angenommen wurde, daß die Prozedur der Indikationenlösung als eine sehr starke Bremse konzipiert wurde.

Die Fristenlösung erleichtert zwar ohne Diskriminierung den Abbruch in jener Periode, wo die Frucht noch nicht als selbständiges Wesen empfunden wird und wo kaum Komplikationen zu erwarten sind, es wird aber in der Terminfrage unter Umständen Schwierigkeiten geben.

Am sinnvollsten wäre eine echte massive Unterstützung für alle jene Schwangeren, die in einer Notlage sind, aber trotzdem ein Kind zur Welt bringen wollen und eine echte Propagierung der anderen Methoden. Wir sind von dieser Hilfe weit entfernt. Abgesehen davon müßte der Schwangerschaftsabbruch völlig entkriminalisiert und der freien Entscheidung der Beteiligten überlassen werden, wobei idealerweise sowieso ein Indikationsgespräch zwischen Mutter und Arzt stattfinden wird. Wenn keine Strafdrohung damit verbunden ist, dann wird auch eine sachliche und von materiellen Opfern freie Entscheidung möglich sein.

Jürgen Kocka

STRUKTURGESCHICHTE – ERFAHRUNGSGESCHICHTE – SOZIALGESCHICHTE

15. 5. 1986

„Auf fast geräuschlose, gänzlich unspektakuläre Weise hat sich in der bundesdeutschen Geschichtsforschung ein Perspektivenwechsel vollzogen: Weg aus der dünnen Luft der Kanzleien und Salons, der Haupt- und Staatsaktionen, weg auch von der Analyse globaler gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse – hin zu den kleinen Lebenswelten, den Grauzonen und Nischen des alltäglichen Lebens.“¹ Dies ist sicher eine Vereinfachung. Denn weder ist die ältere, politikhistorisch orientierte Geschichtswissenschaft verschwunden.² Noch kann man – glücklicherweise – sagen, daß gesellschaftliche Strukturen und Prozesse (wie der Aufstieg des Industriekapitalismus oder die Proto-Industrialisierung, Nationalstaatsbildung, Revolutionen und Klassenbildung) von der heutigen Geschichtswissenschaft vernachlässigt würden.³ Und von „Grauzonen“ kann man eben nur auf dem Hintergrund einer Vorstellung von schwarz und weiß sprechen; „Nischen“ erkennt man als solche nur, wenn man die Räume und ihre Architektur insgesamt wenigstens ungefähr kennt; Grauzonen und Nischen für sich zu studieren, ist ein Unding. Doch im Kern beschreibt der zitierte Satz von Volker Ullrich durchaus zutreffend einen Trend der jüngeren Geschichtswissenschaft, den verschiedene Historiker verschieden bewerten und der bereits zu zahlreichen Debatten Anlaß gegeben hat.⁴ „Weitgehend unerforschte Territorien geraten bei dieser Entdeckungsreise in den historischen Alltag ins Blickfeld: Wie wohnten die Menschen früher? Wie kleideten und ernährten sie sich? Wie feierten sie ihre Feste, und wie gingen sie mit Geburt, Krankheit und Tod um? Scheinbar banale Fragen, die die Historiker lange Zeit nicht gestellt haben. Jetzt scheuen sie nicht mehr davor zurück, in die Niederungen alltäglicher Verrichtungen hinabzusteigen.“⁵

Werner Conzes Begriff der Strukturgeschichte

Es ist reizvoll, im Lichte dieser neueren Entwicklungen die grundlegende Schrift eines Vertreters jener Sichtweise wiederzulesen, gegen die sich die heutigen Alltagshistoriker so vehement wenden: Werner Conzes „Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht“ von 1957. Dieser Düsseldorfer Akademie-Vortrag liest sich, in der Rückschau, einerseits als diplomatische, vorsichtig und unscharf formulierte Programmrede mit dem Ziel der Gründung eines interdisziplinären Forschungsinstituts zur Erforschung der Geschichte des technisch-industriellen Zeitalters vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Andererseits wird gerade angesichts der neuen antistrukturgeschichtlichen Strömungen klar, welche große und positive Bedeutung Conzes in den

50er Jahren entwickeltes Programm einer modernen Strukturgeschichte in der Bundesrepublik gehabt hat.⁶ Zweifellos handelte es sich dabei um einen der wichtigsten Versuche aus der Frühzeit der Bundesrepublik, die Erfahrungen der Zeitgeschichte zu verarbeiten und aus ihnen Konsequenzen für die Arbeit des Historikers zu ziehen.

Zwar nahm Conze auf die nationalsozialistische Diktatur, den Zweiten Weltkrieg und den Zusammenbruch des deutschen Nationalstaats nicht direkt Bezug. Doch ausdrücklich knüpfte er an einen „mitten in der europäischen Katastrophe unserer Tage“ (und sicher nicht ohne diese!) formulierten Befund des holländischen Historikers Johan Huizinga an, der eine innere, grundsätzliche „Formveränderung der Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“ konstatierte. Die Geschichte des technisch-industriellen Zeitalters seit dem späten 18. Jahrhundert – so Conze in Fortführung von Huizinga – sei, im Unterschied zur Geschichte früherer Jahrhunderte, nicht mehr als Epos und Drama handelnder Einzelmenschen zu schreiben, auch nicht primär als Geschichte der Staaten; mehr als früher sei die Moderne vielmehr von überindividuellen Bewegungen und Tendenzen bestimmt, vor allem von der Wirtschaft und der technischen Zivilisation. Mit deren Durchsetzung könne man von einem weltgeschichtlichen Zusammenhang sprechen. Die Rolle der Massen in der Geschichte habe sich geändert; soziale Bewegungen seien seit der „Emanzipationskrise“ um 1800 ganz anders auf die Bühne der Geschichte getreten als in früheren Jahrhunderten; man könne von den Massen nicht mehr als von einem bloßen „Hintergrund“ der geschichtlichen Entscheidungen und Handlungen sprechen.

Die neuere Geschichte entziehe sich der Darstellung in erinnerungsstarken Bildern, der bloßen Erzählung auf der Grundlage allein des „gesunden historischen Verstandes“. „Die res gestae im alten Sinn können wohl nur dann mit gutem Gewissen zum Inhalt der Forschung gemacht werden, wenn sie einen strukturgegeschichtlich tragenden Grund erhalten haben, der dieser Formverwandlung voll Rechnung trägt.“ Die Historiker, so Conze, hätten sich noch nicht zureichend auf diesen für sie neuen Tatbestand eingestellt. Die historische Methode müsse erweitert werden, um die Erkenntnis von Struktur- und Wirkungszusammenhängen zu erleichtern. Conze plädierte dafür, die Methoden, Begriffe und inhaltlichen Ergebnisse der systematischen Wissenschaften „für die Strukturgeschichte umzudeuten, zu kombinieren und anzueignen“. Er plädierte für eine enge Zusammenarbeit mit der Soziologie, der Politikwissenschaft und der Wirtschaftswissenschaft. Er kritisierte die Überspezialisierung der Historiker und trat für Fragestellungen, Themen und Methoden ein, die die Trennung in Politikgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Kultur- und Geistesgeschichte etc. überwinden. Ebendiese übergreifende, synthetisierende Aufgabe sollte die „Strukturgeschichte“ (manchmal sprach er auch synonym von „Sozialgeschichte“)⁷ erfüllen, die die politische Geschichte nicht ausklammern dürfe, vielmehr selbst politische Geschichte sei, „nur daß sie nicht in erster

Linie die *res gestae*, sondern die Strukturen in ihrer Kontinuität und Veränderung ins Auge faßt.“ Conze plädierte für die Verknüpfung von typologisierender und individualisierender Methode in der Geschichtswissenschaft. Er brach eine Lanze für den geschichtswissenschaftlichen Gebrauch der Statistik (ohne sie zu überschätzen), während viele um ihn herum – und wiederum heute – wie der konservative Huizinga dachten und denken: „In der Zahl aber geht die Erzählung unter und wird kein Bild geboren.“⁸

Auch und gerade aus der Rückschau nach dreißig Jahren wird man viel an diesem Programm kritisieren: 1. Vermutlich überschätzt es die Tiefe der Formverwandlung vom 18. zum 19. Jahrhundert. Auch in früheren Jahrhunderten waren Strukturen und Prozesse geschichtsmächtig, auch die frühneuzeitliche Geschichte verkürzt, wer sie primär als Handlungs- und Ereignisgeschichte erzählt. Möglicherweise handelte es sich weniger um eine objektive Veränderung der geschichtlichen Abläufe, wie Conze mit Huizinga meinte, als vielmehr um ein sich veränderndes Verhältnis der Gegenwart des 20. Jahrhunderts zu ihrer Vergangenheit.⁹ – 2. Problematisch und verwirrend war und ist die Gleichsetzung von Struktur- und Sozialgeschichte, ich komme darauf zurück. – 3. Außerordentlich wenig erfährt der Leser über die Gründe und die treibenden Kräfte des tiefen Strukturwandels, den Conze universalgeschichtlich konstatiert. Die Kausalfrage verbleibt sehr am Rande. Der wirtschaftliche Strukturwandel wird mehr unterstellt als geklärt; z. B. ist vom Aufstieg der kapitalistischen Marktwirtschaft, ihrer Konflikte und ihrer Dynamik nicht die Rede. Die Hinweise auf die Stufen der Technik und die zunehmende Naturbeherrschung als Faktoren des Fortschritts bleiben undifferenziert; diese selbst wären ja als Momente eines historischen Zusammenhangs erst noch zu klären. – 4. Sehr zurückhaltend bleiben auch die methodischen Konsequenzen, die Conze aus seinen grundsätzlichen Überlegungen zieht, und man stolpert über viele unscharfe, ja widersprüchliche Formulierungen.¹⁰ An Kritik hat es denn auch nicht gefehlt.¹¹

Andererseits wird man drei große Leistungen des strukturgeschichtlichen Ansatzes nicht übersehen:

1. Eine genauere Geschichte der Geschichtsschreibung nach 1914 steht noch aus. Sie wird vermutlich zeigen, wie sehr es sich bei dem strukturgeschichtlichen Programm der 50er Jahre um ein innovatives Minderheitsphänomen handelte, das nur allmählich an Resonanz und Breitenwirkung gewann.¹² Daß Conze – wenn auch in geringerem Ausmaß als der von ihm früh zitierte Braudel – zugleich über wissenschaftspolitische Ambitionen und wissenschaftsorganisatorische Fähigkeiten verfügte, erwies sich in dieser Beziehung als wichtig. Auf Conzes Gründung, den „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“ von 1956/57, ist hier zu verweisen.¹³

2. Das strukturgeschichtliche Programm zog bewußt die Konsequenz aus einer im 19. und 20. Jahrhundert zunehmend unausweichlichen Erfahrung, der Erfahrung von der Macht der Verhältnisse. Daß Intentionen und Ergebnisse menschlicher Handlungen häufig nicht übereinstimmen, daß individuelle Handlungsspielräume

von ökonomischen Prozessen, sozialen Bewegungen und politischen Institutionen eng begrenzt sind, daß die Geschichte niemals in dem aufgeht, was Menschen wechselseitig intendieren, daß vieles geschah, was nicht oder nur verzerrt erfahren wurde, daß die Geschichte nicht nur aus Handlungs- und Erfahrungszusammenhängen, sondern aus Wirkungs- und Funktionszusammenhängen besteht, die sich auch gegen die Bestrebungen der einzelnen durchsetzen, und zwar ohne diesen notwendig bewußt zu werden – dies war eine realitätsgestützte Erfahrung, die man *spätestens* seit dem Aufstieg des Industriekapitalismus, seit dem Aufbruch der sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, seit der großen, meist unverstandenen Krisen der Marktwirtschaft, seit den Weltkriegen und politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts auch in den oberen und mittleren Schichten (denen die Historiker i. d. R. angehörten) kaum mehr vermeiden konnte; in den unteren Schichten dürfte diese Erfahrung der relativen Ohnmacht der einzelnen gegenüber ihren Verhältnissen viel älter gewesen sein. Die anti-soziologische, idealistische, handlungs-, personen- und ideenorientierte Vorstellung vom historischen Wandel, wie sie in der historisch geprägten Geschichtswissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts tonangebend gewesen war, hatte sich dieser Erfahrung nicht gestellt.

Diese Erfahrung ließ sich theoretisch verschiedenartig begründen und einordnen: so etwa als Verlust der Einheit von Produkt und Produzent, als bedrohliche Verselbständigung eines ursprünglich aus menschlichen Handlungen hervorgehenden, aber mittlerweile den handelnden Menschen zwanghaft und bedrohlich gegenübertretenden historischen Prozesses, als Entfremdung, deren Aufhebung unter anderen Produktionsverhältnissen bzw. in vernünftig organisierten Gesellschaften möglich und nach den Kriterien von Aufklärung und Emanzipation anzustreben sei. Dieser hegelianisch-marxistischen Perspektive, an deren Einlösbarkeit man zweifeln mag, stand Conze nicht nahe. Er ging mit Freyer, aber ohne sich auf allzu grundsätzliche philosophische Reflexionen einzulassen, von der Tatsache relativer Ohnmacht der einzelnen „inmitten technischer Funktionszusammenhänge sekundärer Systeme“ aus, von „unüberschaubaren Kreisläufen“ und „zwingenden Strukturen“.

Die paradigmatisch-methodische Konsequenz, die Conze mit seiner struktur- und prozeßgeschichtlichen Betrachtungsweise aus jener Erfahrung zog, war so formal und allgemein, daß sie auch für die akzeptabel sein mußte, die jene Erfahrung theoretisch anders einordneten als er: Nicht über die Rekonstruktion von menschlichen Handlungen, Erfahrungen und Ideen, sondern über die Analyse des Strukturwandels mußte man zu begreifen versuchen, was die vergangene Wirklichkeit zusammenhielt und in Bewegung setzte. Zweifellos bedeutete das für die Geschichtswissenschaft zunächst einmal einen kräftigen Zuwachs an analytischer Kraft. In der Strukturgeschichte schlug endlich die im Prinzip seit den industriellen und sozialpolitischen Revolutionen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts allgemein zur Verfügung stehende, lange

verdrängte Erfahrung von der Geschichtsmächtigkeit überindividueller Kollektivphänomene im Unterschied zu individuellen Entscheidungen und Handlungen, Erfahrungen, Ereignissen und Personen auf die Geschichtswissenschaft durch.¹⁴

3. In nuce war im strukturgeschichtlichen Programm der 50er Jahre vieles von dem angelegt, was in den 60er und 70er Jahren unter dem Stichwort „Historische Sozialwissenschaft“¹⁵ expliziert und ausprobiert wurde: die Betonung der Strukturen und Prozesse im Geschichtsverlauf; die Forderung, mit verallgemeinernd-typologisierenden, analytischen Zugriffen das traditionell in der historistisch geprägten Geschichtswissenschaft vorwiegende hermeneutische Sinnverstehen zu ergänzen; den Aufruf zur engen Zusammenarbeit mit den systematischen Nachbarwissenschaften und das Interesse an deren Methoden, Theorien und Ergebnissen; der Anspruch auf Erkenntnis eines wirtschaftlich-sozial-politisch-kulturellen Gesamtzusammenhangs. Das Trennende wurde allerdings bald stärker empfunden. In zentralen Hinsichten unterschied sich ja in der Tat das spätere Programm der Historischen Sozialwissenschaft vom strukturgeschichtlichen Programm der 50er Jahre: durch sehr viel expliziteren Theoriegebrauch, durch stärkere Betonung sozialökonomischer, sozialstruktureller Kausalfaktoren und ihrer Wirkung auf Politik und Kultur; durch eine Begrifflichkeit, die die moderne Ausdifferenzierung zwischen Gesellschaft und Staat nicht alteuropäisch (durch – letztlich vergebliche – „Überwindung des Trennungsdenkens“) zu negieren versuchte, sondern aufnahm, um gleichwohl nach den Vermittlungen zwischen den ausdifferenzierten Sphären zu fragen; durch offene und reflektierte Bezugnahme auf praktische, gesellschaftlich-politische Ziele wie Emanzipation und Aufklärung, Traditions- und Herrschaftskritik.

Strukturgeschichte, so läßt sich resümieren, meint eine geschichtswissenschaftliche Betrachtungsweise, die auf alle Bereiche geschichtlicher Wirklichkeit angewendet werden kann, also auf den Bereich des Sozialen wie auf den der Politik, auf die ökonomische Entwicklung wie auf das Reich der Ideen und der Kultur.¹⁶ Für diese Betrachtungsweise stehen die „Verhältnisse“ und „Zustände“, die überindividuellen Entwicklungen und Prozesse, weniger die einzelnen Ereignisse und Personen im Vordergrund; sie lenkt den Blick eher auf die Bedingungen, Spielräume und Möglichkeiten menschlicher Erfahrungen und menschlichen Handelns in der Geschichte als auf individuelle Erfahrungen, Motive, Entscheidungen und Handlungen selber; sie beleuchtet eher Kollektivphänomene als Individualitäten; sie macht Wirklichkeitsbereiche zum Gegenstand der Forschung, die eher durch Beschreibung und Erklärung als durch hermeneutisches Sinnverstehen zu erschließen sind; sie interessiert sich vor allem für die relativ dauerhaften, „harten“, nur schwer veränderbaren Phänomene, für Wirklichkeitsschichten mit langsamer Veränderungsgeschwindigkeit, nicht so sehr für Wirklichkeitsbereiche, die sich schnell ändern und Wandlungsanstößen nur geringen Widerstand entgegenstellen. Schließlich zielt diese Betrachtungsweise oft (so bei Conze) auf die Erfassung übergreifender

Zusammenhänge: auf den gesamtgeschichtlichen Prozeß in seinem synchronen, wohl aber auch in seinem diachronen Zusammenhang.

Die alltagsgeschichtliche Kritik

Es hat immer Kritik an der Strukturgeschichte gegeben. Lange hat man die Begrenztheit der strukturgeschichtlichen Betrachtungsweise durch Verweis auf die Unableitbarkeit einzelner Ereignisse und auf die Freiheit der handelnden Persönlichkeit zu zeigen versucht. Die Ereignis- und Handlungsgeschichte wurde, zu Recht, als Alternative, als Widerspruch oder als Ergänzung zur Strukturgeschichte verstanden.¹⁷ In den letzten Jahren hat sich die Front leicht verschoben. Die „Alltagsgeschichte“ kritisiert an der „modernen Sozialgeschichtsschreibung“ nicht, daß sie einzelne Ereignisse vernachlässige und die großen Akteure – wie Bismarck oder Hitler – in ihrer Bedeutung unterschätze. Vielmehr: „Gleich ob im Gewande von Modernisierungstheorien oder Systemtheorien – immer blieb ihr [der modernen Sozialhistoriker, J. K.] Blick jedoch gerichtet auf übergreifende gesellschaftliche Strukturen und Prozesse. Die Frage, wie denn diese Strukturen und Prozesse von den Menschen erlebt und verarbeitet wurden, wurde fast vollständig ausgeklammert. In der Kritik an dieser Beschränkung lag ein wichtiger Ansatzpunkt für die [alltagsgeschichtliche] Ausweitung der Perspektive auf die Welt der Wahrnehmungen und Selbstdeutungen der von der Geschichte Betroffenen.“ Die Alltagsgeschichte enthalte auch „eine Absage an ein verkürztes Marxismus-Verständnis, das das Vergangene allein aus dem Wirken übermächtiger ökonomischer Zwänge, den berühmten objektiven Bedingungen, heraus zu erklären suchte. Der kalten Logik modernisierungstheoretischer oder politökonomischer Geschichtskonstruktionen sollen die Wärmeströme des subjektiven Faktors beigemischt werden. Anders gesprochen: Es geht darum, den individuellen Menschen mit ihren Wünschen und Versagungen, ihren Leiden und schöpferischen Fähigkeiten wieder Leben und Konturen zu verleihen.“¹⁸

Wahrnehmungs- und Erfahrungsgeschichte, so läßt sich zusammenfassen, ist aus dieser Sicht das, was die Strukturgeschichte vernachlässigt. Die subjektive Innenseite der vergangenen Wirklichkeit wird angemahnt. In der alltagsgeschichtlichen Herausforderung steckt oft sehr viel mehr als dies.¹⁹ Ich konzentriere mich aber auf diesen, im übrigen zentralen und m. E. produktivsten Aspekt der alltagsgeschichtlichen Kritik an der neueren Sozialgeschichte und nehme dazu in fünf Punkten Stellung.

1. Was das strukturgeschichtliche Programm seit den 50er Jahren und das Programm der Historischen Sozialwissenschaft seit den 60er Jahren gegen die herkömmliche handlungs-, entscheidungs- und personengeschichtliche Verengung historistischer Geschichtswissenschaft geltend gemacht haben, gilt in vollem Maße auch gegen etwaige Verabsolutierungen des auf die Vielzahl der „kleinen Leute“ bezogenen wahrnehmungs- und erfahrungsgeschichtlichen Ansatz-

zes: Die Geschichte geht nicht in dem auf, was die Menschen wahrnahmen und erfuhren. Die (hermeneutisch-sinnverstehende) Rekonstruktion vergangener Wahrnehmungen und Erfahrungen *allein* kann nicht zur begreifenden Rekonstruktion der Geschichte als ganzer führen. Darüber müßte sich eigentlich, zwischen Historikern verschiedener Richtung, Einverständnis erzielen lassen. An zwei Beispielen läßt sich das verdeutlichen.

Es ist eine Sache, zu verstehen zu versuchen, was die beginnende Heiligenverehrung für die Mitglieder der frühchristlichen Gemeinden des 3. und 4. Jahrhunderts, für ihre Sinnerfahrung und Wirklichkeitssicht bedeutete. Aber um zu begreifen, warum Heiligenverehrung im 3. und 4. Jahrhundert begann, warum diese Praxis unter den ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen der späten römischen Kaiserzeit möglich war und nahelag, was sie in bezug auf jene Gesellschaft und ihre langfristige Entwicklung „bedeutete“ – dies ist eine andere Sache, und dazu reicht die, übrigens sehr schwierige, wohl nur annäherungsweise mögliche, Rekonstruktion des Sinns, den die Heiligenverehrung im Erfahrungshorizont der damaligen Gemeindeglieder hatte, absolut nicht aus. Dazu bedarf es vielmehr ausgreifender struktur- und prozeßgeschichtlicher Überlegungen zur Geschichte von Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur jener Zeit, einschließlich theoretischer Anstrengungen, die in Richtung einer Theorie des politischen Handelns in der antiken Gesellschaft gehen.²⁰

Ein anderes Beispiel zeigt, daß Wahrnehmungen und Erfahrungen eben auch „falsch“ sein konnten. Man stelle sich vor, ein Historiker wollte die Welle des ländlichen Antisemitismus untersuchen, die in den 1880er Jahren in einigen Gegenden Deutschlands, so z. B. in Oberhessen, auftrat, einige Abgeordnete einer neuen Antisemitenpartei (Boeckel, Ahlwardt) in den Reichstag schwemmte und in den 90er Jahren wieder verebbte. Man stelle sich vor, dieser Historiker würde sich darauf beschränken, die subjektiven Erfahrungen jener hochverschuldeten, bedrängten, von – oft jüdischen – Geldverleihern und Viehhändlern unter Druck gesetzten, meist besten Gewissens antisemitischen Bauern und Kleinbauern Oberhessens zu rekonstruieren. Dies wäre fatal: eine völlig unzureichende, die verzerrten Erfahrungen und Vorurteile der damaligen „kleinen Leute“ dublizierende Interpretation wäre die Folge. Erst wenn es dem Historiker gelingt, diese Erfahrungen und Einstellungen der damals Betroffenen zwar ernst zu nehmen und zu berichten, aber gleichzeitig aus ihrem (nicht oder nur teilweise erfahrenen) Zusammenhang zu begreifen, wird er jenen Bauern gerecht und nähert er sich der historischen Wahrheit. Dazu aber muß er auf die wirtschaftlichen Konjunkturunbrüche und die beginnende Agrar-Dauerkrise jener Zeit (nebst ihren teils entfernten, etwa mit neuen Möglichkeiten des Seetransports und der landwirtschaftlichen Produktion in Nord-Amerika zusammenhängenden Ursachen) eingehen, auf das damalige Verhältnis von Stadt und Land, auf die Krise des Liberalismus in der Depression der 70er/80er Jahre, auf die viele Jahrhunderte alte Geschichte der Juden im christlichen Europa, ihre „Einwanderung“ in die deutsche Gesell-

schaft seit den Reformen zu Beginn des Jahrhunderts, auf ihre damit zusammenhängende Überrepräsentation in bestimmten, in der Industrialisierung besonders wichtig werdenden Berufen, etc. etc. All dies sind struktur- und prozeßgeschichtliche Analysen, die die erfahrungsgeschichtliche Rekonstruktion des Leidens, der Empörung und des Antisemitismus jener Bauern nicht ersetzen, aber eben auch nicht durch diese ersetzt werden können.²¹

Strukturen und Prozesse²² sind eben mehr als Summen von Erfahrungen, sie sind oft nicht oder nur verzerrt in den Erfahrungen präsent, wie umgekehrt Erfahrungen nicht vollständig von Strukturen und Prozessen determiniert sind. Zwischen beiden Wirklichkeitsdimensionen besteht keine Kongruenz, sondern ein Hiatus. Sozialgeschichte ohne Erfahrungsgeschichte mag einseitig und unvollständig sein. Umgekehrt geht sie, als Struktur- und Prozeßgeschichte, in Erfahrungsgeschichte nicht auf, ist mehr als diese. Und schon gar nicht kann man erwarten, synthetische Darstellungen erfahrungsgeschichtlich bewerkstelligen zu können. Der erfahrungsgeschichtliche Ansatz stellt keine Alternative zu bisherigen Sozialgeschichte dar, wenn er auch, wie gleich zu erläutern sein wird, zu deren innerer Bereicherung und Umakzentuierung beitragen kann.

2. Oftmals verbinden sich in der alltagsgeschichtlichen Kritik an der modernen Sozialgeschichte die Forderung nach einer erfahrungsgeschichtlichen und die Forderung nach einer kulturhistorischen Erweiterung bzw. Transformation. Man fordert, die „Kultur“ und die „Lebensweise“ der „kleinen Leute“ zu studieren, und erwartet, auf diese Weise ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen, Handlungen und Betroffenheiten besser verstehen zu können.²³ Hier sollte man schärfer auseinanderhalten. Kulturgeschichte und Erfahrungsgeschichte ist nicht ein und dasselbe, und auch die Rekonstruktion vergangener Kultur bedarf des strukturgeschichtlichen Zugriffs.

Wenn man heute die Rekonstruktion der „Volkskultur“, der „Arbeiterkultur“, der „Kultur der kleinen Leute“ fordert, dann bedeutet „Kultur“ sicherlich nicht (oder doch nicht allein) die Produktion, das Ergebnis und die Aneignung einer mit eigenen Institutionen und spezialisiertem Personal ausgestatteten, als Teilsystem ausdifferenzierten Hochkultur. Vielmehr scheint Kultur im Kontext solcher Forderungen und Neuansätze (ich rekonstruiere²⁴ unter Beachtung des Kriteriums der inneren Stimmigkeit und in der Absicht, die beim Gebrauch dieses Begriffs derzeit übliche Ausuferung zu vermeiden) ein System (ein „Gewebe“ oder „Muster“) von Zeichen zu meinen, das für eine größere Zahl von Menschen (eine Berufsgruppe, einen Stand, eine Klasse, eine Religionsgemeinschaft, ein Dorf, ein Volk, die Mitglieder einer Gesellschaft etc.) Wirklichkeit *sinnvoll deutet* und damit deren soziale Beziehungen (Kommunikation, Zusammengehörigkeit und Abgrenzung) ebenso erst ermöglicht wie deren Verhältnis zu sich selbst und zu ihrer Umgebung (einschließlich der Natur). Solche Deutungen enthalten Informationen über wahr und falsch, gut und böse (gerecht und ungerecht), schön und häßlich. Sie bestimmen darüber

mit, in welchen Zusammenhängen die Menschen ihre Wirklichkeit wahrnehmen und einordnen, wie sie Tatbestände, Handlungen, Innovationen moralisch bewerten und zu welchen ästhetischen Einstellungen sie gelangen. Solche Deutungen prägen die sich nur langsam verändernden Mentalitäten, die Handlungsdispositionen (die Lebensweise) der Menschen mit. Zum Ausdruck gebracht werden solche bedeutungsvollen, sinn-deutenden Zeichensysteme durch eine Vielzahl von Phänomenen – durch solche, die, wie bestimmte Texte, Normenkataloge, Symbole, Kunstwerke, mündliche Überlieferungen, religiöse Akte, Rituale, Bräuche, Gesten etc., vornehmlich diesem Zweck dienen; zum Ausdruck gebracht werden sie aber auch in solchen Vollzügen und Produkten, die primär anderen Zwecken dienen (etwa der Befriedigung sonstiger Bedürfnisse, der Arbeit, der Machtausübung, der argumentativen Überzeugung, der Reproduktion). *Insofern* können viele andere Lebensäußerungen, Handlungen oder Produkte – ein handwerklicher Vollzug, eine parlamentarische Rede, ein Liebesverhältnis, eine Bestrafung, ein industrielles Produkt im Museum, eine Vereinsatzung – *zugleich auch* als Momente eines kulturellen Zusammenhangs interpretiert werden. „Kultur“ in diesem Sinn verändert sich in der Zeit, aber sie unterliegt nicht dem schnellen Wandel; vielmehr besitzt sie genügend relative Konstanz und Eigengewichtigkeit, daß sie trotz des Wechsels der Individuen, deren Erfahrungen und Handlung sie mit steuert und durch deren Erfahrungen und Handlungen sie ausgedrückt und immer neu reproduziert wird, mit sich identisch bleibt und – etwa von Individuum zu Individuum, von Generation zu Generation – *tradiert* werden kann.²⁵

Zweifelloch führte die Analyse der Kultur in diesem Sinn nah an die alltäglichen Wahrnehmungen, Erfahrungen, Aneignungen, Handlungen und Betroffenheiten der Zeitgenossen heran. Was die allmähliche Durchsetzung der Marktwirtschaft und dann der großbetrieblichen Produktion für die damit in Berührung kommenden Handwerksgesellen der 1840er Jahre bedeutete, wie diese Prozesse (oder strukturellen Veränderungen) von ihnen erfahren wurden, warum sie so und nicht anders dazu Stellung nahmen und sich so und nicht anders dazu verhielten – das entschlüsselt man erst, wenn man ihre Kultur im gerade definierten Sinn, ihre davon bestimmten Mentalitäten und gewöhnlichen Lebensweisen kennt und in die Argumentation einbezieht. Kultur in diesem Sinn färbt, prägt und steuert die Wahrnehmungen der Wirklichkeit, die Erfahrungen der Veränderungen, die daraus entstehenden Betroffenheiten und Aktivitäten (Verarbeitungs- und Aneignungsversuche, Zurückweisungen, Handlungen). – Aber: Während die einzelnen bedeutungsvollen und sinnmachenden „Zeichen“, einzelne kulturelle Ausdrücke also (eine Märchenerzählung, die demonstrative Entfaltung einer Fahne, eine Katzenmusik, eine Messe), von den einzelnen Zeitgenossen als bedeutungsvoll erfahren und als sinnvoll verstanden werden konnten (und – falls wirksam – auch wurden), gilt das nicht notwendig für das „Gewebe“ der Zeichen, also die Kultur, deren Teile jene einzelnen Zeichen oder Ausdrücke waren. Die zeitliche Erstreckung dieses

„Gewebes“ überstieg die zeitliche Erstreckung der Erfahrungen einzelner Menschen. Um den übergreifenden „Sinn“ jenes Gewebes zu entschlüsseln (je nach Fragestellung des Forschers, versteht sich, in je verschiedener Weise, und deshalb soll man das Reden von ihrer „sozialen Logik“ besser vermeiden) bedarf es mehr als der Rekonstruktion der Erfahrungen, in denen jener Sinn nur zum Teil und vielleicht nur verzerrt präsent war. Es bedarf vielmehr der Entschlüsselung einer kulturellen Struktur, die immer nur partiell in den Erfahrungen einzelner zu erfassen ist. „Kultur“ und „Struktur“ sind weder Gegensätze noch Begriffe in Spannung. Kulturgeschichte und Erfahrungsgeschichte sind nicht identisch.²⁶ Kulturgeschichte, richtig betrieben, hat zweifellos ihre erfahrungsgeschichtliche Komponente; sie führt eng an die Wahrnehmungen, Erfahrungen und Handlungen der Zeitgenossen heran. Darauf, so scheint es, beruht ihre gegenwärtige Attraktivität. Aber sie braucht auch strukturgeschichtliche Zugriffe und – in diesem Zusammenhang – natürlich auch Theorien. Sie führt nicht unbedingt zur Rekonstruktion von Alltagserfahrungen, und schon gar nicht „von innen“. Man wird die Erfahrungen der Zeitgenossen sicher ohne Berücksichtigung ihrer kulturellen Deutungsmuster nicht rekonstruieren können, aber durch die hermeneutisch-verstehende Rekonstruktion ihrer Erfahrungen begreift man noch lange nicht ihre Kultur.

3. Weder die sozialgeschichtliche Betrachtungsweise im Sinne Conzes noch das Programm der Historischen Sozialwissenschaft noch der größte Teil der sozialgeschichtlichen Literatur der letzten drei Jahrzehnte hat die Wahrnehmungen und Erfahrungen der betroffenen, verarbeitenden, sich verhaltenden Menschen (am Fuße der sozialen Pyramide und weiter oben) gänzlich vernachlässigt. Man sollte keinen Pappkameraden aufbauen. Conze hat von Anfang an vor einer Verabsolutierung der strukturgeschichtlichen Betrachtungsweise gewarnt; in fast irritierendem Konservatismus bestand er darauf, quellennah zu arbeiten, „die Geschichte in unmittelbaren Zeugnissen auf sich wirken zu lassen, die Begriffe aus den Quellen zu entwickeln oder zu präzisieren und stets die allgemeinen Probleme in der jeweiligen historischen Situation zur konkreten Anschauung zu bringen“. Er empfahl (mikrohistorische) Stadt- und Dorfstudien zur Einlösung des strukturgeschichtlichen Programms und forderte neben der Statistik die begriffshistorische Methode und den biographischen Zugang.²⁷ Im Programm der „Historischen Sozialwissenschaft“ wurde immer wieder auf die Notwendigkeit verwiesen, „analytische und hermeneutische Zugriffe“ zu verknüpfen.²⁸ Und man mag sich doch die dem Programm einer Historischen Sozialwissenschaft nahestehenden Darstellungen einmal ansehen, um zu entdecken, wie sehr sie – trotz allen Interesses für Strukturen und Prozesse – auch die Erfahrungen in den jeweils untersuchten Sozialgruppen ernst nehmen und, mit größerem oder geringerem Erfolg, zu begreifen versuchen.²⁹

Wie die strukturgeschichtliche Betrachtungsweise kein Monopol der Sozialgeschichte (oder der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte) ist, so geht die Sozialge-

schichte in aller Regel nicht in der Strukturgeschichte auf, die Untersuchung sozialer Handlungen und Erfahrungen gehört vielmehr auch zu ihren Aufgaben.³⁰ Wer sich auf struktur- und prozeßgeschichtliche Analysen *beschränkte*, würde die fundamentale Tatsache verfehlen, daß historische Strukturen und Prozesse vor allem in der Phase ihrer Entstehung aus individuellen und kollektiven, erfahrungsgeleiteten und zielmotivierten Handlungen hervorgehen und von solchen immer wieder beeinflusst, verstetigt oder verändert werden – so sehr sie zugleich ihre Eigendynamik entwickeln, so sehr sie ihrerseits Erfahrungen und Handlungen prägen und sowenig sie mit den intendierten (überdies heterogenen, sich widersprechenden) Handlungszielen der Menschen oder mit ihren Erfahrungen deckungsgleich zu sein pflegen. Es geht darum, den *Zusammenhang* von Strukturen und Prozessen einerseits, von Handlungen und Erfahrungen andererseits als ein historisch variables Verhältnis der Brechung und Nicht-Kongruenz zu begreifen, nicht aber darum, diesen Zusammenhang zu leugnen oder zu vernachlässigen. Ihn zu leugnen oder zu vernachlässigen hieße methodisch entweder, die historische Wirklichkeit objektivistisch auf Strukturen und Prozesse zu verkürzen oder sie subjektivistisch als Handlungs- und Erfahrungszusammenhang zu verkennen. Daß sie dieses werde, mag man utopisch wollen. So zu tun, als ob sie es sei, wäre fatal.

4. Aber es ist einzuräumen, daß die Sozialgeschichte der letzten zwei Jahrzehnte sich stark auf die Erfassung von Strukturen und Prozessen konzentriert hat, die Einstellungen und Erfahrungen, die Verarbeitung der Erfahrungen und die Handlungen der Zeitgenossen oft eher am Rande einbezog und die Verknüpfung von Strukturen und Erfahrungen, Prozessen und Handlungen nicht immer leistete. Die in der Sozialgeschichte bzw. in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte benutzten Theorien waren so beschaffen, daß sie die Untersuchung von Strukturen und Prozessen erleichterten, die Verknüpfung mit den Handlungen und Erfahrungen aber manchmal erschwerten. Man nehme als Beispiel Theorien des sozialen Protests. Sie haben die Historiker dazu befähigt, den Zusammenhang zwischen verschiedenen Protestformen einerseits, Industrialisierung, Lebensstandard, Urbanisierung und Staatsbildung andererseits zu untersuchen. Sind häufige Streiks und Tumulte Resultate von Entwurzelung der Unterschichten, oder setzen sie eher deren Integration voraus? Solche Fragen wurden verfolgt, auf durchaus interessante Weise.³¹ Aber die Hoffnungen und Ängste, Erfahrungen und Haltungen der protestierenden Leute blieben dabei oft merkwürdig am Rande. Viele andere Beispiele ließen sich anführen.

Die alltagshistorische Kritik ist in dieser Hinsicht produktiv. Sie insistiert auf der an sich nicht bestreitbaren, aber nicht immer realisierten Notwendigkeit, die Erfahrungen, Haltungen und Handlungen der Menschen früherer Zeiten ernst zu nehmen und zu rekonstruieren. Sie wirkt darauf hin, eine manchmal etwas vernachlässigte, aber im Grunde in ihrer Wichtigkeit nicht bestrittene Dimension innerhalb der Sozialgeschichte stärker zu ihrem Recht kommen zu lassen. Damit erschließen sich nicht nur eine Vielzahl neuer,

traditionell wenig berücksichtigter Themen und Wirklichkeitsbereiche. Damit werden nicht nur neue Motive zur Beschäftigung mit Geschichte aktiviert. Daraus können sich auch Differenzierungen und Umakzentuierungen des Gesamtbildes eines historischen Phänomens und einer historischen Epoche entwickeln, die bis dahin primär unter struktur- und prozeßgeschichtlichen Gesichtspunkten diskutiert und eingeordnet wurden.³²

5. Aber entscheidend ist, daß eine angemessene Verknüpfung zwischen den Erfahrungen, Wahrnehmungen, Einstellungen und Handlungen einerseits, den Strukturen und Prozessen andererseits gelingt. Denn pure Erfahrungsgeschichte ist im Grunde eine noch viel einseitigere Abstraktion als reine Strukturgeschichte. In der Verknüpfung beider liegen die spannenden Probleme, die – weiterhin – praktisch angegangen und – erneut – theoretisch diskutiert werden sollten.³³

Von den Alltagshistorikern ist da wenig zu erwarten: Mit ihrer Neigung zum mikrohistorischen Klein-Klein, in ihrem quasi-populistischen Mißtrauen nicht nur gegenüber Herrschaftsgruppen und Herrschaftsmechanismen, sondern auch gegenüber Strukturen und Prozessen und oft auch gegenüber der professionellen Geschichts- und Sozialwissenschaft, mit ihrer meist begriffsarmen Vorliebe für die sympathisierende Nachzeichnung von Erfahrungen, wenn möglich über mitgeteilte Erinnerungen, wird sie wohl fortfahren, Nischen zu entdecken und auszuleuchten – und das ist ja auch wichtig, bereichernd, oft auch irritierend, produktiv und sperrig. Aber die Analyse des Zusammenhangs zwischen den Nischen und den Sälen wird sie vermutlich weiterhin anderen überlassen (die vor struktur- und prozeßgeschichtlichen Zugriffen nicht zurückschrecken und insofern über Alltagsgeschichte hinausgehen), oder sie wird diesen Zusammenhang weiterhin negativ plakatieren und damit verzeichnen: die Nischen als Heimat eigensinniger Subjektivität und sich zurückziehender Nichtangepaßtheit, in Absetzung von, im Leiden an und vielleicht in Widerständigkeit gegenüber den großen, als lebensfeindlich unterstellten Prozessen der Modernisierung. Aber selbst soweit sich Alltagshistoriker von dieser sie (und andere) belastenden zivilisationskritischen Stimmung mit ihren irrationalistischen Elementen befreien können (und dies ist hoffentlich zunehmend der Fall), läßt sich nicht recht sehen, wie sich aus der Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Handlungsgeschichte heraus synthetisierende Begriffe, Zugriffe, Theorien bilden lassen sollen, die eine Rekonstruktion der Geschichte in ihren wesentlichen Grundzügen und im Zusammenhang erlauben sollen. Diese Möglichkeit ist verstellt, solange jene säkulare und realitätsabgestützte Erfahrung von der Macht der Verhältnisse prägend ist, wie sie allzu lange vom historischen Geschichtsmodell verdrängt worden war und im strukturgeschichtlichen Ansatz der 50er Jahre erstmals voll durchschlug.³⁴ Und wer wollte Anzeichen dafür sehen, daß jene Erfahrung jetzt, Ende des 20. Jahrhunderts, überholt ist? Wer könnte denn vernünftig argumentieren, daß unsere Geschichte wirklich dabei sei, sich aus Wirkungs- in Handlungszusammenhänge, aus Systemen in Lebenswelten zu verwandeln? Nichts

deutet darauf hin.

Nein, die Verknüpfung wird schon eher von der Struktur- und Prozeßgeschichte her zu leisten sein. Da gibt es verschiedene Möglichkeiten, ältere und hoffentlich auch neue. Die Frage danach, wie – auch: wie verzerrt und partiell – die analysierten Strukturen und Prozesse von den damals Lebenden wahrgenommen, erfahren, verarbeitet, akzeptiert oder abgelehnt wurden – läßt sich an struktur- und prozeßgeschichtliche Arbeitsschritte insbesondere dann leicht anknüpfen, wenn man stärker als bisher die kulturellen Strukturen und Prozesse in die Untersuchung einbezieht. Bei deren Erschließung wird man Hilfestellungen seitens der Volkskunde, der Ethnologie und Sozialanthropologie verwerten können, deren Bedeutung für die Sozialgeschichte rasch zunimmt.³⁵ Die Frage nach den Ursachen von Strukturwandlungen führt häufig auf handlungsgeschichtliche Zusammenhänge und auch auf die Auswirkungen der „kleinen Leute“, ihrer Proteste und – verletzten – Einstellungen. An der Geschichte der frühneuzeitlichen Protestbewegungen und ihrer Auswirkungen auf die Herrschaften ist dies in der letzten Zeit argumentiert worden.³⁶ Man kann versuchen, in der Erzählung von Handlungen, Ereignisfolgen und Lebenserfahrungen Strukturen und Prozesse zur Anschauung zu bringen, denn – in gewissen Grenzen und mit gewissen Brechungen – sind Strukturen und Prozesse in Erfahrungen und Handlungen präsent gewesen und somit durch diese hindurch darstellbar.³⁷ Dies ist eine Kunst, die nur gelingt, wenn man struktur- und prozeßgeschichtliche Einsichten besitzt und in ihrem Licht das erfahrungs-, handlungs- oder alltagsgeschichtliche Phänomen interpretiert. Man wird nach Theorien bzw. Theoriekombinationen suchen, die system- und lebensweltgeschichtlich greifen.³⁸ Sozialgeschichte jedenfalls ist beides: Struktur- und Erfahrungsgeschichte zugleich. Erst in deren Verknüpfung läßt sie sich voll realisieren.

Anmerkungen

- 1 Volker Ullrich, Entdeckungsreise in den historischen Alltag. Versuch einer Annäherung an die „neue Geschichtsbewegung“, in: GWU 36 (1985), S. 403-414.
- 2 Vgl. etwa die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1-4, Stuttgart 1981-1984, bes. Bd. 4: K. Hildebrand, Von Erhard zur Großen Koalition, 1963-1969 (als Beispiel einer politik-historisch orientierten Gesamtdarstellung); dazu meine Rez. in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 32 (1985), S. 864-866.
- 3 Vgl. unter diesem Gesichtspunkt den sehr gelungenen Oldenbourg Grundriß der Geschichte, z. B. Bd. 3 (W. Dahlheim, Geschichte der Römischen Kaiserzeit), 10 (H. Lutz, Reformation und Gegenreformation), 12 (E. Fehrenbach, Vom Ancien Régime zum Wiener Kongreß), 13 (D. Langewiesche, Europa zwischen Restauration und Revolution 1815-1849), 14 (L. Gall, Europa auf dem Weg in die Moderne 1840-1890) sowie 16 (E. Kolb, Die Weimarer Republik).
- 4 Neben dem in Anm. 1 zit. Aufsatz vgl. F. J. Brüggemeier u. J. Kocka (Hg.), Geschichte von unten – Geschichte von innen. Kontroversen um Alltagsgeschichte, FernUniversität Hagen 1986; P. Borscheid, Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen, in: P. Borscheid u. H. J. Teuteberg (Hg.), Ehe, Liebe, Tod. Studien zur Geschichte des Alltags, Münster 1983; D. Peukert, Arbeiteralltag – Mode oder Methode?, in: H. Haumann (Hg.), Arbeiteralltag in Stadt und Land, Berlin 1982; K. Tenfelde, Schwierigkeiten mit dem Alltag, in: GG 10 (1984), S. 376-94; L. Niethammer, Anmerkungen zur Alltagsgeschichte, in: Geschichtsdidaktik 3 (1980), S. 231-42; H. Süßmuth (Hg.), Historische Anthropologie. Der Mensch in der Geschichte, Göttingen 1984.
- 5 Wie Anm. 1.
- 6 Vgl. W. Conzes Rez. von F. Braudel, La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II, Paris 1949 (1966²), in: HZ 172 (1951), S. 358-62; ders., Die Stellung der Sozialgeschichte in Forschung und Unterricht, in: GWU 3 (1952), S. 648-57; ders., Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Köln 1957; ders., Art. „Sozialgeschichte“, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 6, Tübingen 1962³, Sp. 169-76; ders., Was ist Sozialgeschichte?, in: Deuxième Conférence Internationale d'Histoire Economique, Aix-en-Provence 1962, Paris 1965, S. 819-23; ders., Sozialgeschichte, in: H.-U. Wehler, Moderne deutsche Sozialgeschichte, Köln 1966 (u. ö.), S. 19-26; ders., Social History, in: Journal of Social History 1 (1967), S. 7-16; ders., Die Gründung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 24 (1979), S. 23-32.
- 7 Übrigens nicht immer. Er verwandte auch einen engeren Begriff von „Sozialgeschichte“: im Sinn von Teilbereichsgeschichte, auf die er – mit dem von ihm angestrebten Forschungsinstitut bzw. Arbeitskreis – nicht festgelegt werden wollte: „man sollte nicht ‚Sozialgeschichte‘ sagen, damit das Unternehmen nicht von vornherein allzu sehr eingeeengt wird“. Ebd., S. 26. Doch setzte sich in Conzes Sprachgebrauch zunehmend die synonyme Verwendung der Begriffe „Strukturgeschichte“ und „Sozialgeschichte“ durch. Und die von ihm 1956/57 gegründete, bis heute bestehende Institution wurde „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“ genannt, wobei „Sozialgeschichte“ in einem sehr umfassenden Sinn verstanden wurde.
- 8 Die Zitate nach Conze, Strukturgeschichte, S. 9, 16, 12, 18, 25.
- 9 So bereits H. Mommsen, Sozialgeschichte, in: H.-U. Wehler (Hg.), Moderne deutsche Sozialgeschichte, Köln 1966, S. 27-36, hier S. 31 ff. (Kritik an Huizinga).
- 10 So z. B. die unterschiedlichen Aussagen zum Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaft und systematischen Nachbarwissenschaften bei Conze, Strukturgeschichte, S. 18 (Grenzverwischung) u. S. 22 (gegen Grenzüberschreitung). – Der Zentralbegriff „Struktur“ wurde nicht expliziert.
- 11 Vor allem politisch-ideologisch: W. Schmidt, Zur historisch-politischen Konzeption des Heidelberger „Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte“, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 9 (1967), S. 626 ff. – Überscharf auch das Urteil von H.-U. Wehler (Die Sozialgeschichte zwischen Wirtschaftsgeschichte und Politikgeschichte, in: Sozialgeschichte und Strukturgeschichte in der Schule, Bonn 1975, S. 13-26, hier S. 18). – Meine Position in: J. Kocka, Sozialgeschichte, Begriff, Entwicklung, Probleme, Göttingen (1977), 1986², S. 70-82.
- 12 Neben Conze vgl. O. Brunner, Sozialgeschichtliche Forschungsaufgaben, in: Anzeiger der Phil.-Hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1948, S. 335-362; ders., Das Problem einer europäischen Sozialgeschichte (1953), in: ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen 1968², S. 80-102. – Vgl. auch Th. Schieder, Zum gegenwärtigen Verhältnis von Geschichte und Soziologie, in: GWU 3 (1952), S. 27-32; ders., Strukturen und Persönlichkeiten in der Geschichte, in: HZ 195 (1962), S. 265-296; ders., Der Typus in der Geschichtswissenschaft, in: Studium Generale 5 (1952), S. 228-234; ders., Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung, München 1965. – C. Jantke, Vorindustrielle Gesellschaft und Staat, in: A. Gehlen u. H. Schelsky (Hg.), Soziologie, Düsseldorf 1955, S. 91 ff.; C. Jantke, Industriegesellschaft und Tradition, in: Verhandlungen des 13. Deutschen Soziologentages in Bad Meinberg, Köln 1957, S. 32-52. – H. Freyer, Soziologie und Geschichtswissenschaft, in: GWU 3 (1952), S. 14 ff. – Der strukturgeschichtliche Ansatz hatte noch näher auszuleuchtende Vorläufer in der Volksgeschichte der 30er Jahre. Vgl. das Wort bereits bei O. Brunner, Zum Problem der deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, in: Zeitschrift für Nationalökonomie 7 (1936), S. 671-85, 677; ders., Land und Herrschaft (1939), Wien 1943³, (1965⁵), S. 124-50, 507 ff. – Vgl. zuletzt O. G. Oexle, Sozialgeschichte – Begriffsgeschichte – Wissenschaftsgeschichte. Anmerkungen zum Werk Otto Brunners, in: VSWG 71 (1984), S. 305-341.
- 13 Vgl. dazu Conze, Die Gründung des Arbeitskreises.
- 14 Vgl. Schieder, Geschichte als Wissenschaft, S. 156 ff.; H. Mommsen

- sen, Sozialgeschichte, S. 31.
- 15 Vgl. knapp zusammenfassend J. Kocka, Art. „Historische Sozialwissenschaft“, in: K. Bergmann u. a. (Hg.), *Handbuch der Geschichtsdidaktik*, Bd. 1, Düsseldorf 1979, S. 136-138 (2. Aufl. vorauss. 1986).
- 16 Dies wird häufig übersehen und fälschlich Sozialgeschichte mit Strukturgeschichte einerseits, Politikgeschichte mit Ereignis- und Handlungsgeschichte andererseits gleichgesetzt. Dazu ausführlich Kocka, *Sozialgeschichte*, S. 77 ff. – Anlaß dazu bietet eine Hauptströmung der französischen Forschung (zentriert um „Annales“), die traditionell Struktur- und Prozeßgeschichte getrieben, aber unglücklicherweise die Geschichte der politischen Strukturen und Prozesse größtenteils vernachlässigt hat.
- 17 Siehe z. B. die Art. bei M. Bosch (Hg.), *Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte*, Düsseldorf 1977; K. E. Born, *Der Strukturbegriff in der Geschichtswissenschaft*, in: H. v. Einem u. a., *Der Strukturbegriff in den Geisteswissenschaften*, Mainz 1973, S. 17-30; Th. Schieder, *Strukturen und Persönlichkeiten in der Geschichte*, wd. in: ders., *Geschichte als Wissenschaft*, München 1965, S. 149-186.
- 18 V. Ullrich, *Entdeckungsreise in den historischen Alltag*, S. 405.
- 19 Damit habe ich mich an anderer Stelle auseinandergesetzt. Vgl. J. Kocka, *Klassen oder Kultur? Durchbrüche und Sackgassen in der Arbeitergeschichte*, in: *Merkur* 36 (1982), S. 955-965; ders., *Historisch-anthropologische Fragestellungen – ein Defizit der Historischen Sozialwissenschaft?*, in: Süßmuth (Hg.), *Historische Anthropologie*, S. 73-83; ders., *Worum es geht*, in: Brüggemeier/Kocka (Hg.), *Geschichte von unten – Geschichte von innen*; ders., *Antwort an David Sabeau*, in: ebd.
- 20 Dies Beispiel in: J. Martin, *Die Integration von Erfahrungen*, in: ebd.
- 21 Dies – leider mit entstellenden Wiedergabefehlern – bereits in: *Alltagsgeschichte der NS-Zeit. Neue Perspektive oder Trivialisierung* (Kolloquium des Instituts für Zeitgeschichte), München 1984, S. 52 f.
- 22 Unter einem Ereignis kann man den Zusammenhang von Begebenheiten verstehen, der von den Zeitgenossen als Sinnlichkeit innerhalb eines Rahmens chronologischer Abfolge von Vorher und Nachher erfahren und insofern auch vom Historiker in Kategorien chronologischer Abfolge „erzählt“ werden kann; Ereignisse sind dadurch gekennzeichnet, daß sie den „chronologisch registrierbaren Erfahrungsraum der an einem Ereignis Beteiligten“ nicht überschreiten, von bestimmbar Subjekten (Personen) ausgelöst oder erlitten werden und von Strukturen bedingt sind, ohne doch aus diesen voll ableitbar zu sein. Dann wird man unter Strukturen (nicht notwendig als Sinnlichkeiten erfahrbare) Zusammenhänge oder Vorgegebenheiten verstehen, die „im Hinblick auf ihre Zeitlichkeit nicht in der strikten Abfolge von erfahrenen Ereignissen aufgehen“ und über den zeitlichen Erfahrungsraum mitlebender Zeitgenossen hinausweisen; die deshalb auch nicht wie Ereignisse, Handlungsfolgen und Erfahrungen „erzählt“ werden können; die den Ereignissen und Erfahrungen „in anderer Weise vorausliegen als in einem chronologischen Sinn des Zuvor“; die in die Ereignisse und Erfahrungen eingehen (wenn auch nicht ganz) und deshalb auch z. T. in Ereignissen und Erfahrungen als ihren Artikulationen faßbar sind. In Anlehnung an R. Koselleck, *Darstellung, Ereignis und Struktur*, in: G. Schulz (Hg.), *Geschichte heute. Positionen, Tendenzen und Probleme*, Göttingen 1973, S. 307-317; bereits in Kocka, *Sozialgeschichte*, S. 73 f. – Wir setzen also „Struktur“ nicht von „Prozeß“, sondern von Ereignis, Handlung und Erfahrung ab.
- 23 Vgl. R. Berdahl u. a., *Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt 1982, S. 9 ff. (Einleitung); R. van Dülmen u. N. Schindler (Hg.), *Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags* (16.-20. Jahrhundert), Frankfurt 1984.
- 24 In enger Anlehnung an C. Geertz, *Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture*, in: ders., *The Interpretation of Cultures*, New York 1973, S. 3-30; R. G. Walters, *Signs of the Times: Clifford Geertz and the Historians*, in: *Social Research* 47 (1980), S. 537-556, 582, 585; P. Bourdieu, *Zur Soziologie symbolischer Formen*, Frankfurt 1974, S. 47-74, 125-158; P. Burke, *Helden, Schurken und Narren. Europäische Volkskultur in der frühen Neuzeit* (eng. 1978), Stuttgart 1981, S. 9 (aus dem Vorwort von R. Schenda); Geertz, Bourdieu und Burke werden oft von den Vertretern der neuen kulturgeschichtlichen Ansätze in Anspruch genommen. Sehr informativ mit breiten Literaturhinweisen: W. Lepenies, *Arbeiterkultur. Zur Konjunktur eines Begriffs*, in: GG 5 (1979), S. 125-136. Siehe auch bereits J. Kocka, *Arbeiterkultur als Forschungsthema*, in: ebd., S. 5-11, 8.
- 25 Diese einzelne Erfahrungen überspannende Tradierbarkeit gilt wohl auch für das, was die häufig benutzten Kategorien „Mentalität“ und „Lebensweisen“ meinen, die oft ganz eng mit „Kultur“ verknüpft werden. Vgl. R. Williams, *Theorie und Verfahren der Kulturanalyse*, in: ders., *Innovationen. Über den Prozeßcharakter von Literatur und Kultur*, Frankfurt 1977, S. 50; H. Medick, *Plebejische Kultur, plebejische Öffentlichkeit, plebejische Ökonomie. Über Erfahrungen und Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangsphase zum Kapitalismus*, in: Berdahl u. a., *Klassen und Kultur*, S. 157-204, 160.
- 26 Vgl. zur Definition oben Anm. 22. Vgl. auch Lepenies, *Arbeiterkultur*, S. 132: „Der analytische Vorzug [in Studien zur ‚Arbeiterkultur‘] besteht darin, daß kulturelle Attitüden und Lebensweisen beständiger zu sein scheinen als politische Einstellungen und Handlungen; sie bieten sich daher als bevorzugte Objekte einer strukturgeschichtlich orientierten Betrachtungsweise an.“
- 27 Vgl. Conze, *Strukturgeschichte*, S. 21; ders., *Sozialgeschichte*, in: Wehler (Hg.), *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, S. 19-26, 25 f.
- 28 Vgl. dazu das Vorwort der Herausgeber zu: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft* 1 (1975), S. 5.
- 29 Vgl. H.-U. Wehlers „Bismarck und der Imperialismus“, J. Kockas „Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft“, R. Rürups Studien zum Antisemitismus, K. Tenfeldes Untersuchung der Bergarbeiter im Ruhrgebiet sowie H. Reifs Buch über den Münsteraner Adel im 18. und 19. Jahrhundert. – Am wenigsten gilt das noch für die strikt quantifizierend verfahrenende „Historische Sozialforschung“ im Umkreis der Zeitschrift „Historical Social Research/Historische Sozialforschung“. – Aber auch wenn es einigen Kritikern schwerfällt, dies zu begreifen: Quantifizierung ist kein notwendiges Merkmal der Strukturgeschichte und der theoretisch orientierten Sozialgeschichte im Sinn der Historischen Sozialwissenschaft. Vgl. dazu ausführlicher und mit Beispielen: J. Kocka, *Theories and Quantification in History*, in: *Social Science History* 8 (1984), S. 169-178.
- 30 Dabei wird Sozialgeschichte einerseits als „Sektorwissenschaft“ verstanden, als geschichtswissenschaftliche Teildisziplin, die sich durch ihren besonderen Gegenstand, ihr spezifisches Untersuchungsfeld – nämlich die sozialen Strukturen, Prozesse und Handlungen – von anderen geschichtswissenschaftlichen Teildisziplinen (wie Politikgeschichte, Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeschichte) unterscheidet. Zum andern bedeutet Sozialgeschichte so viel wie Geschichte ganzer Gesellschaften („Gesellschaftsgeschichte“), d. h. allgemeine Geschichte unter sozialgeschichtlichem Blickwinkel.
- 31 Siehe vor allem Ch. Tilly u. a., *The Rebellious Century 1830-1930*, Cambridge 1975. Zuletzt weiterführend: H.-G. Husung, *Protest und Repression im Vormärz. Norddeutschland zwischen Restauration und Revolution*, Göttingen 1983; H. Volksmann und J. Bergmann (Hg.), *Sozialer Protest. Studien zu traditioneller Resistenz und kollektiver Gewalt in Deutschland vom Vormärz bis zur Reichsgründung*, Opladen 1984.
- 32 Das sich verändernde Gesamtbild der nationalsozialistischen Periode kann dafür als Beispiel dienen. Siehe etwa M. Broszat, in: *Alltagsgeschichte der NS-Zeit. Neue Perspektive oder Trivialisierung?*, München 1984, S. 11-20; D. Peukert und J. Reulecke (Hg.), *Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus*, Wuppertal 1981.
- 33 Dazu vor allem J. Rüsen, *Erklärung und Theorie in der Geschichtswissenschaft*, in: *Storia della storiografia* 1983, Ht. 4, S. 3-29; ders., *Historische Vernunft. Grundzüge einer Historik I*, Göttingen 1983 (Bd. II in Vorbereitung).
- 34 Vgl. oben.
- 35 Vgl. GG 10 (1984), Ht. 3; *Anthropology and History in the 1980s*, in: *Journal of Interdisciplinary History* 12 (1981), S. 252-278; H. Bausinger, *Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse*, Darmstadt 1979; G. Wiegmann u. a. (Hg.), *Volkskunde. Eine Einführung*, Berlin 1977.
- 36 Vgl. z. B. W. Schulze (Hg.), *Europäische Bauernrevolten der frühen Neuzeit*, Frankfurt 1982.
- 37 Vgl. J. Kocka, *Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation*, in: GG 10 (1984), S. 395-408, 406.
- 38 Noch einmal sei hingewiesen auf das in dieser Hinsicht sehr gelungene Buch von H. Reif, *Westfälischer Adel 1770-1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite*, Göttingen 1979.

DIE AUTOREN

GERALD BISINGER

Geboren in Wien 1936. Studierte Psychologie, italienische Sprache und Literatur. Ab 1962 Lyrik-Redakteur der Wiener Kulturzeitschrift „Neue Wege“, seit Frühjahr 1964 freier Mitarbeiter des Literarischen Colloquiums, Berlin. Im IWK referierte er 1967 über die „Zustände aktueller Lyrik“. Lebt derzeit in Wien und ist ständiger ORF-Mitarbeiter.

RUDOLPH FRANZ BRAUNER

Geboren 1910 in Wien. Studium der Rechtswissenschaften, Dr. jur., hauptberuflich Beamter der Stadt Wien von 1936-1958, danach im Bundesministerium für soziale Verwaltung bzw. für Bauten und Technik; 1961-63 Vizepräsident der österreichischen Delegation im UNO/ECE-Komitee für Wohnen, Bauen und Planen. Er veröffentlichte viele Artikel über Rechtsfragen. „Nebenberuflich“ war er Musikschriftsteller, befaßte sich von Jugend auf mit musiktheoretischen Studien und Forschungen, vor allem auf dem Gebiet der „Neuen Musik“; Mitbegründer der „Österreichischen Gesellschaft für zeitgenössische Musik“. Im IWK, dessen Mitglied er seit 1948 war, seit 1962 Kuratoriumsmitglied, hielt er musikwissenschaftliche Vorträge und Veranstaltungen ab. Rudolph Franz Brauner starb im August 1978 in Wien.

ENGELBERT BRODA

Geboren 1910 in Wien, studierte Chemie, ab 1931 in Berlin, wo er 1933 wieder ausgewiesen wurde, kehrte nach Wien zurück und promovierte 1934 bei Hermann Mark. 1938 emigrierte er nach England, wo er als Rockefeller-Stipendiat physikalisch-chemische Untersuchungen am Medical Research Council am University College in London aufnahm. Mehrmals interniert, ab 1940 Berufung in die Cambridger Forschungsgruppe des Departments of Atomic Energy des Departments of Scientific and Industrial Research. 1947 Rückkehr nach Wien, 1948 Habilitation, 1954 außerordentlicher, 1968 ordentlicher Professor an der Universität Wien. Er lehrte biophysikalische Chemie und arbeitete über die Evolution der bioenergetischen Prozesse; Verfechter der photochemischen Nutzung der Sonnenenergie. Am IWK hielt er immer wieder Vorträge zur Frage der Atomenergie und zu allgemein kulturpolitischen Problemen. Er war ein engagierter Atomenergie-Gegner, und als Vorsitzender der österreichischen Pugwash-Gruppe trat er für weltweiten Frieden und internationale Verständigung ein. 1980 emeritierte er, war aber bis zu seinem Tode am 26. 10. 1983 wissenschaftlich und politisch aktiv. Seine Veröffentlichungen: „Advances in Radiochemistry“ (1950), „Radiochemische Methoden der Mikrochemie“ (1955), „Ludwig Boltzmann,

Mensch-Physiker-Philosoph“ (1955), „Radioaktive Isotope in der Biochemie“ (1958), „Die technischen Anwendungen der Radioaktivität“ (1963), „The Evolution of the Bioenergetic Processes“ (1978), „Populäre Schriften“ (1979, Hrsg.), „Einstein und Österreich“ (1980).

WOLFGANG GRÖBNER

Geboren am 11. 2. 1899 in Gossensaß in Südtirol. Studium und wissenschaftliche Tätigkeit in Rom und Berlin. Ab 1940 Forschungsarbeiten in Wien, ab 1947 Professor für Mathematik und theoretische Mechanik in Innsbruck. Veröffentlichungen: „Moderne algebraische Geometrie“ (1949), „Matrizenrechnung“ (1956), „Die LIE-Reihen und ihre Anwendung“ (1960), rund 75 Aufsätze in wissenschaftlichen Fachzeitschriften. Im IWK hielt er naturwissenschaftlich-philosophische Vorträge.

KURT HIRSCHFELD

Geboren am 10. März 1902 in Lehrte. Dramaturg 1933, später auch Regisseur und seit 1961 Direktor am Züricher Schauspielhaus; Uraufführungen u. a.: „Herr Puntilla und sein Knecht Matti“ (Brecht, 1948) und „Andorra“ (Frisch, 1961). Er starb am 8. November 1964 in Tegernsee.

JÜRGEN KOCKA

Geboren 1941. Er ist Professor für allgemeine Geschichte mit bes. Berücksichtigung der Sozialgeschichte an der Universität Bielefeld. Zusammen mit Hans-Ulrich Wehler, Hans Mommsen und Reinhart Koselleck Begründer der „Modernen deutschen Sozialgeschichte“ bzw. einer „Geschichte als historische Sozialwissenschaft“. Zahlreiche Untersuchungen zur deutschen und amerikanischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, speziell zur Geschichte der Angestellten und Unternehmer, über Deutschland im Ersten Weltkrieg und über die Voraussetzungen des Faschismus sowie Theorienprobleme der Geschichtswissenschaft. Seine Veröffentlichungen: „Angestellte zwischen Faschismus und Krieg“ (1977), „Klassengesellschaft im Krieg“ (1973), „Lohnarbeit und Klassenbildung“ (1983), „Theorien in der Praxis des Historikers“ (1977), „Unternehmer in der deutschen Industrialisierung“ (1975).

WERNER LEINFELLNER

Geboren 1921 in Graz, Studium und Diplom in Physik und Chemie an den Universitäten Graz und Wien. Forschungstätigkeit, daneben Studium der Philosophie. Promotion 1958 in Wien über Relativitätstheorie und Quantentheorie. Assistent an der Universität München, 1963-67 Lehrbeauftragter an der Universität Wien,

Dozent am Institut für Höhere Studien, Wien. Forschungs- und Lehrtätigkeit in Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaften. 1967 bis 1985 Professor für Philosophie an der University of Nebraska, Lincoln, USA. Gastprofessuren: Basel, Bratislava, Heidelberg, Boston, Paderborn, Wien etc. Affiliierter Professor der Technischen Universität Wien. Vizepräsident der Wittgensteingesellschaft, Präsident der Internationalen Gesellschaft für Foundation of Risk and Utility Theory. Werner Leinfellner hielt am IWK zahlreiche philosophische Vorträge; im Herbst 1964 leitete er den Arbeitskreis „Einführung in die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie“. Wichtigste Veröffentlichungen: Verantwortlicher Hrsg. von „Theory and Decision“; Hrsg. der internationalen Library „Theory and Decision“; „Struktur und Aufbau wissenschaftlicher Theorien“ (1965), „Einführung in die Wissenschafts- und Erkenntnistheorie“ (1965), „Die Entstehung der Theorie. Eine Analyse des kritischen Denkens in der Antike“ (1967), „Forschungslogik der Sozialwissenschaften“ (1974), „Developments in the Methodology of Social Sciences“ (1. Bd., 1974, 2. Bd. 1979), „Ethics and Social Sciences“ (1978), gem. mit E. Leinfellner „Ontologie, Systemtheorie und Semantik“ (1978).

FRANZ SAUBERER

Geboren am 20. 7. 1899 in Wien. Absolvierte zwischen 1914 und 1917 eine Lehre als Elektro- und Feinmechaniker, die er mit der Gesellenprüfung abschloß. Ab 1919 Arbeiter in den Steyr-Werken als Elektriker, Mechaniker, Werkzeugmacher, Maschinenbauer, Rahmenschlosser und Automonteur. Neben seiner Arbeit besuchte er die Abendmittelschule, wo er 1931 mit Auszeichnung die Matura ablegte. 1931 bis 1936 Studium der Physik und Meteorologie an der Universität Wien bei Wilhelm Schmidt. 1936 Promotion, Eintritt in die Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik. 1936/37 Forschungsstipendium der Dt. Forschungsgemeinschaft für Arbeiten an der Biologischen Station Lunz. 1944 vom Wehrdienst an das 1. physikalische Institut an der Universität Wien abgestellt. 1945 provisorischer Leiter der Zentralanstalt und Gründer und Leiter der bioklimatischen Abteilung; seit 1952 Mitglied der Akademie der Wissenschaft. 1956 Theodor Körner-Preisträger. Franz Sauberer starb am 24. 10. 1959 in Wien. Die Forschungsgemeinschaft für Großstadtprobleme am IWK richtete sieben Arbeitskreise ein – Franz Sauberer leitete die bioklimatische Arbeitsgemeinschaft und hielt viele Vorträge zu diesem Thema.

FRIEDRICH ŠTADLER

Geboren 1951 in Zeltweg. Studium der Geschichte, Philosophie, Psychologie und Pädagogik in Graz und Salzburg. Lehramtsprüfung, Promotion; Veröffentlichungen zur Geschichte der österreichischen Wissenschaftsphilosophie und zur österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte. Derzeit Leiter der Forschungsstelle für Bildungsarbeit am IWK. Wichtigste Veröffentlichungen: „Vom Positivismus zur ‚Wissenschaftlichen Weltauffassung‘“ (1982), Hrsg. gem. mit K. Müller, F.

Waller „Versuche und Widerlegungen. Offene Probleme im Werk Karl Poppers“ (1986); zahlreiche philosophische Aufsätze in verschiedenen Publikationen.

JOSEF STRELKA

Geboren am 3. 5. 1927 in Wr. Neustadt. Literaturwissenschaftliche Studien. Lebt und wirkt als Universitätsprofessor in den USA. Zahlreiche Auszeichnungen für seine literaturwissenschaftlichen Arbeiten, Förderungspreis der Stadt Wien, 1959; Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst der 1. Klasse, 1977. Wichtige Veröffentlichungen: „Brecht, Horvath, Dürrenmatt. Wege und Abwege des modernen Dramas“ (1962), „Kafka, Musil, Broch und die Entwicklung des modernen Romans“ (1959), „Brücke zu vielen Ufern. Wesen und Eigenart der österreichischen Literatur“ (1966), Mithrsg. „Deutsche Exilliteratur seit 1933“ (Bd. Kalifornien), Hrsg. „Broch heute“ (1978), „Methodologie der Literaturwissenschaft“ (1978), „Stefan Zweig. Freier Geist der Menschlichkeit“ (Biographie, 1981).

HANS STROTZKA

Geboren 1917 in Wien, Studium der Medizin an der Universität Wien. 1940-1946 Wehrdienst und Gefangenschaft; dann Facharzt Ausbildung an der Nervenheilstätte Rosenhügel, fast 20 Jahre Leiter eines psychotherapeutischen Ambulatoriums. Seit 1971 Vorstand des Instituts für Tiefenpsychologie und Psychotherapie der Universität Wien. Psychoanalytiker und Sozialpsychiater, Mitglied des Expertenrates der Weltgesundheitsorganisation für Psychiatrie. Am IWK hielt er in den 60er und 70er Jahren viele Vorträge und leitete einen psychologischen Arbeitskreis. Veröffentlichungen vorwiegend über Theorie und Praxis der Sozialpsychiatrie und der Psychotherapie.

HANS THIRRING

Geboren am 23. März 1888 in Wien. Studierte an der Universität Wien Physik und Mathematik, promovierte 1911 zum Dr. phil.; Assistent am Institut für theoretische Physik, habilitierte sich 1915, 1921 wurde er zum außerordentlichen Professor und 1927 zum ordentlichen Professor und Vorstand des Instituts für theoretische Physik an der Universität Wien ernannt. 1938 erfolgte seine Zwangspensionierung, während der Kriegsjahre Arbeit in der Industrie. 1945 wurde er an seinen Lehrstuhl zurückberufen, wo er als Professor und Institutsvorstand bis zu seiner Emeritierung 1958 wirkte. Sein besonderes Engagement galt dem Weltfrieden. In den Jahren 1946 bis 1959 hielt er immer wieder Vorträge zu Energiefragen und anderen naturwissenschaftlich-gesellschaftlich relevanten Fragen. Wichtige Veröffentlichungen: „Die Idee der Relativitätstheorie“, „Geschichte der Atombombe“ (1946), „Die Atomphysik in gemeinverständlicher Darstellung“ (1953), „Homo Sapiens“ (1949), „Anti-Nietzsche. Anti-Spengler“ (1947), „Atomkrieg und Weltpolitik“ (1958).

**Wir versichern
Heute ...**



Pension 2000

Ob Sie im Ruhestand finanziell abgesichert sind oder nicht.

Ob Sie eine schöne zweite Pension bekommen oder nicht.

Ob Sie Ihre Familie optimal absichern oder nicht.

Ob Sie damit Steuern sparen oder nicht.

Das können Sie jetzt entscheiden.

Mit der Pension 2000.

Und der großen Sicherheit des größten österreichischen Privatpensionsversicherers.

**... und
Morgen**

33



**WIENER
STÄDTISCHE**

BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich erkläre mich mit den Bestrebungen des „Instituts für Wissenschaft und Kunst“ einverstanden und melde meinen Beitritt als Mitglied an.

Vor- und Zuname: _____

Geburtsdaten: _____ Telefon: _____

Wohnungsanschrift: _____

Berufsanschrift: _____

Beruf: _____

Interessenrichtung: Philosophie, Geschichte, Kunst, Musik, Naturwissenschaft, Sozialwissenschaft, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft*

Datum: _____ Unterschrift: _____

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt S 100,—. Jugend- und Studentenmitgliedschaft (bis 25 Jahre bzw. bis Beendigung des Studiums) S 50,—.

* Nichtzutreffendes streichen

Ich bestelle

____ Ex. VERDRÄNGTE SCHULD – VERFEHLTE SÜHNE
Entnazifizierung in Österreich 1945–1955
Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder: S 336,—

____ Ex. PHILOSOPHIE UND GESELLSCHAFT
S 120,— (und Versandkosten)

____ Ex. DIE VERBRANNTEN BÜCHER
S 25,— (und Versandkosten)

____ Ex. POLITISCHES LIED
S 79,— (und Versandkosten)

____ Ex. AUSEINANDERSETZUNGEN ZWISCHEN VEREINSMEIEREI,
DEMOKRATISIERUNG UND EXPERTENHERRSCHAFT
S 40,— (und Versandkosten)

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Österreich und seine Feste. Die Belvedere gehört dazu.



*Belvedere,
der elegante Geschmack*

